Das goldene Herz.

Criminalgeschichte

von

J. D. H. Temme.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Thiele & Freese.
1874.

1.

Der siebente December war für das Städtchen Delsberg der Tag eines schweren und geheimnißvollen Verbrechens. Erst am Spätabend war es dem Gerichte zur Anzeige gebracht. Der helle Tag war dem Städtchen ein Tag der Freude gewesen. Es war Jahrmarkt da, mit allerlei Sachen und Gegenständen, die auf den Jahrmärkten im späteren Herbst und im frühen Winter für den Winter feil gehalten werden, wie mit seinen Buden und Gauklern und Seiltänzern und Zigeunern, lahmen Drehorgelspielern, blinden Flötisten, tauben Geigern, mit Bier und Schnaps in den Schenken und mit Tanzmusik auf den Tanzböden. Und überall, auf den Plätzen, in den Gassen, in den Schenken und auf den Tanzböden, trieb die Menge sich umher, bunt und festlich, fröhlich und laut, singend und lachend. Freilich war in der Menge auch mancher Zerlumpte und Mancher, der nicht fröhlich war, sondern wohl traurig hinausschaute, und auch wohl ingrimmig.

Die Straßen und Plätze waren zum Abend leer geworden, denn nachdem die Sonne am Himmel verschwunden war, hatten an ihrer Stelle dicke graue Schneewolken sich erhoben und eine Stunde nachher fiel der Schnee, zuerst

langsam und leicht, dann dichter und dichter vom Himmel herunter. In den Schenken und auf den Tanzböden wurde es um so voller und lauter und fröhlicher.

In die laute Fröhlichkeit fiel die Nachricht von dem schweren und unerklärlichen Verbrechen, das am Abend in dem Städtchen verübt sei.

In der kleinen Landstadt selbst war es eigentlich nicht vorgefallen, aber doch unmittelbar bei derselben, in dem Schlosse Delsberg, und in diesem auch nicht, sondern in dem Garten unmittelbar an dem Schlosse.

Auch dort waren sie den Tag über und bis in den Abend hinein heiter und fröhlich gewesen, und wer hätte sehen wollen, der hätte auch verstimmte Gesichter und finstere Blicke gesehen.

Das Schloß Delsberg lag an dem südlichen Ende der kleinen gleichnamigen Stadt. Es war ein Prachtgebäude, das vor einem Dutzend von Jahren an Stelle eines alten verfallenen Steinhaufens aus der ersten Zeit nach dem Mittelalter aufgeführt war.

Sein Besitzer war der Baron Ringsted, ein reicher Edelmann aus Schleswig, der in seiner Heimath weitläufige und einträgliche Güter besaß.

Der Baron hatte seit seiner Jugend der Diplomatie angehört. Gesandter seines Monarchen, des Königs von Dänemark, war er namentlich in Madrid und Constantinopel gewesen. Kränklich und verdrießlich hatte er vor funfzehn

Jahren seinen Abschied genommen und war auf seine Güter nach Schleswig zurückgekehrt, als Wittwer, aber mit einem Töchterchen, das damals acht Jahre zählte und sein einziges Kind war. Das stille Landleben in Schleswig behagte ihm indeß sehr bald nicht mehr, und einem alten Diplomaten geht es, wie nach dem Sprichworte, dem alten Fuhrmann, welch' ein Unterschied auch sonst zwischen Diplomaten und Fuhrleuten bestehen mag. Der Baron Ringsted mußte wieder Diplomatie treiben, wenn auch nur zum Schein. Der Gesandtschaftsposten bei einem kleinen deutschen Fürsten, der aber den Titel Großherzog führte, wurde vakant, ihm angeboten; er nahm ihn an.

Er zog mit seinem Kinde nach der kleinen Residenz des Großherzogs, hatte hier wenig oder nichts zu thun, fuhr desto mehr spazieren und kam so zuweilen nach dem Städtchen Delsberg, das eine Meile von der Residenz entfernt lag. Die freundliche Lage des freundlichen Städtchens gefiel ihm, ja er fand dort manche Familien, die er an dem kleinen Hofe kennen gelernt hatte; in der Umgegend war noch mehr Adel angesessen.

Eines Tages, als der Baron auch wieder in Delsberg war, fand er eine gewisse Aufregung in der kleinen Stadt. Auf seine Erkundigung erfuhr er, daß das alte Schloß Delsberg, am Ende des Städtchens, heute zur gerichtlichen Subhastation stehe. Der damalige Besitzer des Schlosses war der Graf Delsberg. Die Grafen Delsberg waren ein

altes adeliges Geschlecht; sie waren früher reich begütert gewesen; selbst die Stadt Delsberg mit ihrer Feldmark hatte ihnen gehört. Aber alter Samen artet aus, wenn auch nur nach einer oder der anderen Seite; die Grafen Delsberg konnten nicht sparen, wurden Verschwender, verloren ihr Eigenthum, ein Stück nach dem anderen. Zuletzt wurde ihnen ihr Stammschloß verkauft, das schon lange jene vernachlässigte und verfallene Ruine gewesen war.

Der Baron Ringsted hatte, als er das Alles erfuhr, sofort seinen Entschluß gefaßt. Er erstand in der Versteigerung die Ruine, „das Schloß mit Zubehör", ließ noch in demselben Jahre auf der Stelle des Steinhaufens ein prächtiges neues Schloß im besten Geschmack aufführen, hinter demselben einen Garten anlegen und nahm nun in dem Schlosse seinen Wohnsitz.

Gesandter blieb er dabei.

Die Beamten der Gesandtschaft verblieben in der Residenz und kamen zu ihm nach Delsberg heraus, wenn es alle zwei oder drei Monate einmal nöthig war; zu den Hoffesten fuhr er in die Residenz.

Die ersten Jahre bewohnte der Baron das Schloß allein. Sein Töchterchen hatte er einer berühmten Erziehungsanstalt des Auslandes übergeben. Als aber das Fräulein, Gertrude hieß sie, siebenzehn Jahre zählte, nahm er sie zu sich, und führte sie an den kleinen Hof, bei dem er accreditirt war.

Das Fräulein Gertrude von Ringsted war eine eben so schöne und anmuthige, wie gut geartete und wohlerzogene junge Dame. Mit ihrem sanften und doch fröhlichen Herzen, mit ihrem klaren Geiste und ihrer reichen Bildung gefiel sie überall, wo man sie sah. Als sie achtzehn Jahre zählte, war sie verheirathet und an jenem siebenten December, von dem wir sprachen, an dem Schloß Delsberg der Schauplatz des schweren und geheimnißvollen Verbrechens war, wohnte sie schon seit fünf Jahren mit ihrem Gatten und ihren zwei kleinen Kinderchen und mit dem Vater zusammen im Schlosse.

Ihren Gatten hatte sie auf eine etwas besondere Weise kennen gelernt, nicht an dem kleinen Hofe der benachbarten Residenz.

Der Garten hinter dem Schlosse Delsberg stieß an eine öffentliche Promenade, die um das Städtchen herumführte. Durch ein Pförtchen in der Mauer gelangte man unmittelbar in die Promenade.

An warmen, sonnigen Frühlingsnachmittagen pflegte Fräulein Gertrude, allein oder mit ihrer Gesellschafterin, Madame Hager, durch das Pförtchen sich in die Promenade zu begeben, die zu jener Tageszeit leer war, um in dem Schatten der Linden und Akazien umher zu wandeln, auch wohl auf einer Bank an ihrer Stickerei zu arbeiten, oder zu lesen. Eines Tages war sie allein gegangen. Sie hatte das Pförtchen hinter sich offen gelassen und saß nicht weit davon auf einer Bank, mit Sticken beschäftigt. Sie hatte

noch nicht lange gesessen, als ein Fremder die Promenade herauf kam. Es war ein hochgewachsener stattlicher junger Mann von vornehmer, fast stolzer Haltung, mit Mißmuth und Schmerz in dem männlich schönen, ausdrucksvollen Gesicht. Er kam langsam daher geschritten, blieb an der Gartenmauer stehen, betrachtete sie, wollte zurücktreten, um über sie hinüber nach dem Schlosse schauen zu können, sah das halb offene Pförtchen, blieb zweifelhaft an ihm stehen, ob er hindurch in den Garten schreiten sollte, blickte um sich, sah das Fräulein auf der Bank, besann sich kurz, trat zu ihr.

„Entschuldigen Sie eine Frage. Würde ich wohl in den Garten dort eintreten dürfen?“

Sie war in einfacher Hauskleidung, so fleißig mit ihrer Arbeit beschäftigt; er hatte sie für eine Bürgerstochter aus dem Städtchen gehalten.

Sie hatte ihn, schon als er nahte, nicht ohne Neugierde und Interesse betrachten können. Seine Frage mußte ihr auffallend sein.

„Es wird Ihnen nicht verwehrt sein,“ antwortete sie ihm.

Seinen Irrthum über sie zu berichtigen, fand sie keine Veranlassung.

Er trat in den Garten, ließ das Pförtchen ganz hinter sich offen.

Sie konnte ihn im Garten beobachten, und sie beobachtete ihn.

Er sah sich darin um, nach allen Seiten, am längsten haftete sein Blick auf dem Schlosse.

Als er zurückkam war der Ausdruck seines Gesichts noch finsterer.

Die Bitterkeit seines Inneren, die er zeigte, machte aber bald anderen Gefühlen Platz. Er sah sich die Promenade an; er musterte die Linden, die Akazien, die Bänke, die umherstanden, als wenn ihm das Alles alte Bekannte seien, und eine gewisse Wehmuth in seinem Gesichte gab zu erkennen, daß es ihm liebe Bekannte aus einer anderen, und besseren Zeit sein mußten. Auch die Bank betrachtete er so, auf der das Fräulein saß. Ihr nahete er sich dann wieder.

„Das Schloß ist bewohnt?" fragte er das Fräulein.

„Ja," war die doch etwas befangene und kurze Antwort.

„Von dem Baron Ringsted?"

„Von dem Baron Ringsted."

„Der Baron hat es erbauen lassen, wie mir gesagt wurde?"

„Es ist so."

„Der Bau legt Zeugniß von dem Geschmack seines Erbauers ab."

Das Fräulein hatte keine Antwort darauf.

Er schwieg ebenfalls; er blickte wieder nach den Linden und Akazien.

Das Fräulein kam sich wohl etwas wunderlich vor,

allein mit einem fremden jungen Herrn auf der öffentlichen Promenade.

Sie nahm ihre Arbeit zusammen, um aufzustehen und in den Garten zurückzukehren.

Wie er ihre Bewegung sah, erkannte er die Ursache derselben. Er stutzte aber auch.

Sie hatte ihre Blicke nach der Richtung gelenkt, in die sie gehen wollte.

Es stieg eine Ahnung in ihm auf, wer sie sein könne.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie störte," sagte er.

Er wollte mit den Worten seinerseits sich entfernen.

Trat da auch in das schöne, weiche Herz des Fräuleins eine Ahnung?

„Mein Herr," sagte sie, „Sie kannten früher diese Plätze?"

„Ja," antwortete er.

„Und Sie sahen sie seit langer Zeit nicht mehr?"

„Seit den Jahren nicht, da ich als Knabe hier spielte."

„So ist das hier ein theurer Platz für Sie, und es wird Sie glücklich machen, hier ungestört alte Erinnerungen wieder hervorrufen zu können."

Sie wollte gehen.

Er hielt sie.

„Mein Fräulein," sagte er, „auch Sie scheinen gern hier

zu verweilen. Spielen wir nicht die Aufopfernden gegen einander. Bleiben wir Beide."

Er führte sie auf den Sitz zurück, den sie verlassen hatte. Und er setzte sich zu ihr auf die Bank.

Das war ihr Alles wohl überraschend. Aber er zeigte so vielen feinen, rücksichtsvollen Anstand dabei, freilich auch eine gewisse Herablassung, die sie verdrießen wollte.

Sie hatte ihr Köpfchen. Sie wandte sich noch einmal zum Gehen.

Da erschien ein Diener in dem Pförtchen.

„Excellenz lassen das gnädige Fräulein zur Spazierfahrt bitten!"

Der Fremde trat zurück, vornehm wieder, stolz, kalt; seine Ahnung, wenn er sie gehabt hatte, war zur Gewißheit geworden; er konnte eines herben, eines einschneidenden Gefühls, das ihn plötzlich ergriff, nicht auf der Stelle Herr werden.

Und nun hatte auch das Fräulein die Gewißheit von dem, was sie bisher nur vielleicht geahnt hatte; und sein Stolz konnte ihr weiches, theilnehmendes Herz nicht mehr verletzen.

Sie ist die Tochter des Mannes, der durch sein Geld jetzt Herr ist auf dem alten Besitzthum meiner Väter! Das war sein Gedanke.

Welche schmerzliche Empfindung mußte es in dem Armen erregen, der, ganz ohne seine Schuld, von dem Erbe seiner

Ahnen, von dem Schauplatze der Spiele seiner Kindheit vertrieben ist, zu allererst der Tochter des Fremdlings zu begegnen, der als Herr hier eingedrungen ist! Das war der Gedanke des Fräuleins.

Der Gedanke drückte, schmerzte sie.

Das sah er, und sein Stolz entwich.

Und in dem Fräulein siegte über alles Andere die Theilnahme.

Sie konnte nicht gleich gehen.

„Mein Herr," sagte sie, „ein Zufall verrieth Ihnen, wer ich bin. Darf ich Ihren Namen erfahren?"

„Wozu, mein gnädiges Fräulein?" fragte er doch.

„Um Ihnen, mein Herr, wenn meine Vermuthung mich nicht betrügt, zu sagen, daß mein Herz stets die wärmste Sympathie für das Unglück hat."

Sie sah ihn so bittend, so treu an.

„Der Graf Oswald Delsberg," erwiderte er, „sagt Ihnen, mein theures Fräulein, seinen aufrichtigsten Dank für die Theilnahme Ihres schönen Herzens."

Er entfernte sich.

Sie fuhr mit ihrem Vater spazieren; aber sie kannte sich nicht mehr, nicht heute, nicht am folgenden Tage, nicht alle Tage nachher.

„Was ist denn mit mir vorgegangen seit dem Nachmittage, seit gestern, seit vorgestern, seit der Begegnung mit

dem unglücklichen Grafen, den ich aus dem Erbe seiner Väter vertrieben habe!"

„Was ist mit Ihnen vorgegangen, liebe Gertrude?" fragte Madame Hagen sie, die früher ihre Gouvernante gewesen, jetzt ihre Gesellschafterin. „Sie sind nicht mehr fröhlich; Sie plaudern, Sie lachen nicht mehr. Sie sitzen nur einsam und träumen und seufzen?"

„Ich weiß es nicht, liebe Hagen."

Auch dem Vater fiel ihre Veränderung auf. Als richtiger Diplomat fragte er nicht sie selbst, nur die Hagen.

„Fräulein Gertrude weiß es selbst nicht," konnte sie ihm nur antworten.

Am liebsten saß das Fräulein einsam mit ihren Träumen und Seufzern auf der Bank draußen vor dem Promenadenpförtchen. Da saß sie auch wieder nach drei Wochen, und als sie in der Stille einen Schritt nahen hörte, klopfte das ahnende Herz ihr laut, und sie wollte durch das Pförtchen entfliehn, ehe sie wußte, wer der Nahende war. Sie konnte es doch nicht, bis er an der Bank war, auf der sie saß, überrascht, erschrocken vor ihr stand, und sie nun auch erschrack. Dem Schreck folgte die Verlegenheit, der Verlegenheit mußten erläuternde und also zugleich entschuldigende Worte folgen.

„Mein gnädiges Fräulein, es drängte mich, noch einmal die Plätze meiner Jugend wieder zu sehen, bevor ich —"

„Bevor Sie, Herr Graf?"

„Bevor ich meine Heimath verließ.“

Sie blickte ihn fragend an, und in dem Blicke zeigte sich doch ein neuer Schreck.

„Ihre Heimath?“

„Meine neue Heimath.“

Seine neue Heimath, sie wußte es, war ein größerer deutscher Staat geworden. Sein Vater hatte sich schon mit dem Knaben dahin begeben. Der Knabe hatte dann, nach des Vaters Tode, durch Fürsprache dortiger Verwandter, Aufnahme in dem Cadettenhause gefunden. Der Graf Oswald Delsberg war Offizier in der Armee des Staates geworden. Offizier war er noch, als er vor drei Wochen hier gewesen war. Und jetzt?

Er mußte ihren fragenden Blicken doch weiter antworten.

„Ein Verwandter von mir, der in Südamerika lebt, und zum Besuche in Europa ist, hat mich gebeten, ihn zurück zu begleiten.“

„Sie wollen Europa verlassen?“

„Ich soll in dem Süden mein Glück finden.“

Gaben die Worte dem Fräulein einen Stich in das Herz?

So war es.

Sie sprach nicht mehr. Da nahm er Abschied von ihr.

Aber während sie so den Grafen gesehen, hatte ihr Vater den Besuch eines alten Herrn gehabt, den er schon

als junger Mann auf einer seiner ersten diplomatischen Stationen im Süden kennen gelernt und mit dem er dort befreundet geworden war. Ein deutscher Baron war er damals gewesen. Mit einem spanischen oder portugiesischen Namen, als Kaufmann aus Valparaiso, erneuerte er jetzt die Bekanntschaft. Er hatte sich dem Handelsstande gewidmet, ein großes Vermögen erworben, besuchte jetzt, nach vieljähriger Abwesenheit, die deutsche Heimath, war im Begriffe, nach Amerika zurückzukehren, und zwar in Begleitung seines Neffen, des Grafen Oswald Delsberg; er hatte mit diesem einen kleinen Abstecher hierher gemacht, um eine alte Jugendfreundin wieder zu sehen, die in dem Städtchen wohnte. Von der alten Dame hatte er erfahren, daß auch sein alter Freund Ringsted hier sei.

Die beiden alten Herren sprachen viel miteinander von ihren jüngeren Jahren, lebten und thauten in den alten Erinnerungen auf; der Baron Berger, oder der Sennor Bergeros, mußte einige Tage bleiben. Der Baron Ringsted mußte ihm einen Gegenbesuch machen, dabei die alte Dame, die Jugendfreundin und zugleich Verwandte des Herrn Bergeros kennen lernen, fand in der verwittweten Geheimräthin von Elsleben eine äußerst liebenswürdige alte Dame, der es die größte Freude sein werde, Fräulein Gertrude Ringsted zu sehen, von der sie schon so viel Gutes und Schönes gehört habe. Der Baron mußte seine Tochter zu ihr führen; sie kam wieder zu ihm mit dem

alten Freunde und dem jungen Neffen; und der Baron wußte, warum seine Tochter nicht mehr lachte, sondern träumte und seufzte, und der alte Sennor Bergeros reiste nach vierzehn Tagen ab, nach Barcelona, wo Geschäfte ihn einige Zeit aufhielten, und wohin der Graf Oswald ihm folgen sollte. Der Graf Oswald Delsberg war also nachgeblieben und reiste auch dem Herrn Bergeros nicht nach, war vielmehr, da auch der Baron Ringsted Gefallen an ihm fand, nach sechs Wochen der Verlobte des Fräuleins Gertrude von Ringsted und ein Vierteljahr später war das Fräulein Frau Gräfin Delsberg.

Die jungen Gatten mußten zu dem Baron Ringsted ziehen; er räumte ihnen einen Flügel des Schlosses ein.

Die junge Gräfin gebar ihrem Gatten zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben. Zu der Zeit, mit der unsere Geschichte beginnt, zählte das Mädchen drei Jahre, der Knabe beinahe ein Jahr.

Sie wohnten Alle noch in dem Schlosse Delsberg, auch Madame Hagen, die der Gräfin Delsberg eine mütterliche Freundin geblieben war.

In dem Schlosse sollten übrigens eigenthümliche Verhältnisse herrschen; die Leute in dem Städtchen wußten viel davon zu erzählen, und nicht immer Gutes; das Schlimme erzählt die Welt sich ja immer am liebsten. Auch darüber, an wem die Schuld liege, daß in dem Schlosse nicht Alles

sei, wie es sein sollte, wurde mancherlei gesprochen, bald nach der einen Seite, bald nach der anderen.

An jenem siebenten December, an welchem in dem Städtchen Delsberg der Jahrmarkt abgehalten wurde, war im Schlosse Delsberg bei dem Baron Ringsted eine fröhliche Gesellschaft beisammen.

Der Adel der Gegend hatte jeden Winter seine Reunions, die alle vierzehn Tage auf den einzelnen Gütern stattfanden. Die erste Zusammenkunft im December sollte bei dem Baron Ringsted sein. Der Baron hatte „pour la vareté de fait“ seine hochadelige Gesellschaft zum Jahrmarkt eingeladen, und anstatt auf den Abend, schon zu Mittag. Sie waren Alle erschienen, pünktlich und in bester Laune. Sie hatten gemeinschaftlich den Jahrmarkt im Städtchen besucht und der glänzende Zug hatte mehr Bewunderung erregt, als alle Wunder des Jahrmarktes, selbst Alles auf dem Marktplatze: die Künste der fremden Seiltänzergesellschaft, die Waghalsigkeit des riesigen braunen Athleten, die Wahrsagereien der häßlichen, alten, gelben Zigeunermutter und die schöne, blasse Melitta, mit dem schlanken geschmeidigen Körper, den wunderbar glänzenden schwarzen Augen, mit denen sie so stolz, so weltverachtend von dem hohen Seile auf die Menschen unter ihr hinunterblicken konnte, wie eine Königin von ihrem Throne. War sie denn nicht auch die Königin der Bande, die selbst nur Augen für sie hatte, und des Seiles, auf dem sie so ruhig, so sicher stand und

sich bewegte, als wenn ihre schönen kleinen Füße den breitesten Boden berührten.

Der Abend vereinigte die Gäste des Barons beim Diner, an dem die Fröhlichkeit sich fortsetzte, sich steigerte. Ein kleiner Zwischenfall war eingetreten; aber er hatte kaum eine augenblickliche Störung verursacht und ward dann nicht weiter beachtet, wie es Höflichkeit und Anstand in einer so aristokratischen Gesellschaft forderten.

Um halb sieben Uhr des Abends hatte der Baron Ringsted die Tafel verlassen. Seine Gäste waren in ihrer Fröhlichkeit beisammengeblieben. Erst gegen Mitternacht sollten sie ja aufbrechen.

Der Baron führte eine äußerst regelmäßige Lebensweise, an die er gewöhnt war, und Jeder in seinem Hause sich längst hatte gewöhnen müssen.

So speiste er, mochte er Gäste haben, oder mit den Seinigen allein sein, um halb sechs Uhr Abends zu Mittag, verließ um halb sieben Uhr die Tafel, begab sich in den Flügel des Schlosses, den er bewohnte, hier in das Bibliothekzimmer, in dem er eine Stunde zubrachte, lesend, vielleicht auch einschlummernd. Pünktlich um halb acht verließ er das Zimmer, ging in den Garten, der unmittelbar hinter dem Schlosse lag, spazierte in diesem umher, wieder eine Stunde lang, bis er um halb neun Uhr in das Haus zurückkehrte, sich in sein Zimmer zurückzog, hier sich aus-

kleiden ließ, und bei einer Tasse Thee allein blieb, wo er schrieb, um dann gegen oder nach elf Uhr das Bett zu suchen.

So lebte er, wie gesagt, einen Tag wie den anderen. So hatte er auch an jenem Jahrmarktstage die Tafel und seine Gäste verlassen, war in das Bibliothekzimmer gegangen, hatte sich um halb acht in den Garten begeben, war aber um halb neun nicht zurückgekehrt, war noch um halb zehn Uhr von keinem Menschen im Schlosse wiedergesehen.

Die Gäste waren unterdeß heiter und fröhlich in den Sälen des Schlosses, in die sie nach aufgehobener Tafel sich zerstreut hatten. Die jüngere Welt tanzte nach einem Flügel; die Aelteren spielten Whist oder L'hombre oder unterhielten sich. Einige saßen noch an der Tafel bei den Champagnerflaschen.

Die junge Gräfin Delsberg war, als aufmerksame Wirthin, überall und hatte gerade einer plaudernden Gruppe sich zugesellt, als ihr Mann mit einem besorgten Gesicht in das Zimmer trat. Sie ging ihm entgegen.

„Hat sich etwas ereignet, Oswald?“

„Es ist halb zehn vorüber und der Vater ist noch nicht zurück.“

„Von seiner gewöhnlichen Gartenpromenade?“

„Er ist, wie immer, um halb acht durch den Gartensalon in den Garten gegangen; seitdem hat ihn Niemand mehr gesehen.“

„Er wird zu der Geheimräthin Elsleben gegangen sein. Sie ist seit einigen Tagen unwohl.“

„Es wäre möglich, ich werde zu ihr schicken.“

Der Graf entfernte sich wieder.

Nach zehn Minuten kehrte er zurück. Er sah noch besorgter aus. Der Vater war nicht bei der Geheimräthin, gar nicht dagewesen.

Beide Gatten sannen hin und her, wo der Baron sein könne. Sie konnten es nicht vermuthen, nicht errathen.

„Haben auch die Domestiken keine Vermuthung?“ fragte die Gräfin.

„Keiner von ihnen.“

„Es wird ihm doch im Garten nichts zugestoßen sein! Lassen wir suchen.“

„Ich hatte es schon veranlaßt. Ich schickte Wißmann hinein. Er kam mit der Meldung zurück, daß er nichts gefunden habe.“

Wißmann war der Kammerdiener des Barons.

Die Gräfin wurde bestürzt.

„Laß noch einmal den Garten durchsuchen; schicke mehrere Leute hinein,“ bat die Gräfin.

„Ach, Oswald, kannst Du nicht selbst mitgehen?“ setzte sie in ihrer Angst hinzu.

„Es würde unnöthiges Aufsehen machen,“ erwiderte er.

Sie bestand nicht ferner darauf. — Er entfernte sich wieder. — Sie blieb in bebender Angst zurück.

Vor den Gästen suchte sie sich zusammen zu nehmen. Einigen fiel dennoch ihre Unruhe, ihre Angst auf.

„Was mag ihr sein?"

„Eine kleine häusliche Scene!"

„Zwischen den Gatten nicht!"

„Aber zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn. Sie sind nicht die besten Freunde."

„Man sah es an der Tafel."

Der Graf erschien nicht wieder in dem Saal. Aber ein Diener trat ein. Der Mann sah verstört aus. Er nahte sich der Gräfin, ihr ein paar Worte zu sagen, vielleicht ihr nur einen Wink zu geben.

Bei seinem Anblick wußte sie genug. Sie war kreideweiß geworden. Sie flog, sie stürzte aus dem Zimmer.

Die Gäste sahen ihr betroffen nach.

Nach zwei Sekunden hörten sie einen furchtbaren Schrei draußen vor der Thür.

An der Thür hatte die Gräfin ihren Gatten getroffen. Er hatte den Diener zu ihr geschickt, um sie herausbitten zu lassen.

„Oswald, was ist geschehen?" rief sie ihm entgegen.

„Fasse Dich, Gertrude!"

„Was ist es mit meinem Vater? Ich beschwöre Dich. Er ist todt?"

„Er ist todt," sagte der Graf. „Er liegt im Garten in seinem Blute. Er ist ermordet, und es ist kein Raubmord."

„Ermordet —“ konnte sie noch rufen, fragen, fragen wollen. — Sie erlag einer Ohnmacht.

Sie wurde in ihr Zimmer getragen, der Sorge der Frau Hagen übergeben, mit welcher der Graf seine Bemühungen theilte, sie in das Leben zurück zu rufen.

„Todt, ermordet!“ Der Aufschrei der unglücklichen Tochter hatte die Gäste gestört.

„Todt!“ „Ermordet!“ „Wer?“ „Der Baron!“ „Wo?“ „Im Garten, kaum dreißig Schritte vom Hause!“ „Wer ist der Mörder!“ „Wer kann das wissen!“

Fragen und Antworten flogen hin und her.

Die Gräfin wurde nicht mehr gesehen, der Graf nicht mehr.

Die Musik verstummte, die Champagnergläser erklangen nicht mehr aneinander; die Tanzreihen lösten sich auf, die Spieltische wurden verlassen. Alles drängte sich durcheinander; es wurde nach den Equipagen gerufen, Shawls und Mäntel und Pelze und Hüte wurden herbeigeschafft.

Nach zehn Minuten war kein Gast mehr in dem Hause des Todes und des Mordes.

Was sollten auch Gäste noch dort? Ihr längeres Verweilen wäre Zudringlichkeit oder Grausamkeit gewesen.

Den Dienern gab der Graf noch den Befehl, auf der Stelle den Arzt herbeizurufen und dem Gerichte in der Stadt Anzeige zu machen.

2.

Dem Vorstande des Stadtgerichts wurde des Abends um zehn Uhr die Anzeige gemacht, daß der Baron Ringsted unter verdächtigen Umständen todt in seinem Garten gefunden sei.

Der Stadtrichter Hartwig, noch ein ziemlich junger Mann, war als ein tüchtiger Jurist und eifriger Beamter bekannt. Man prophezeihte ihm eine bedeutende Carriere; er werde sicher einst zu den ersten Richtern seines Heimathlandes gehören; das sei ja auch das Streben des ehrgeizigen Mannes.

Er sandte, als er jene Anzeige erhielt, sofort zu seinem Gerichtsschreiber und zu dem Gerichtsarzte.

Mit dem Gerichtsschreiber begab er sich in den nächsten Minuten nach dem, am südlichen Ende des Städtchens Delsberg gelegenen, Schlosse Delsberg.

Der Gerichtsarzt sei schon im Schlosse, wurde ihm gemeldet.

Der Gerichtsarzt war zugleich der Hausarzt im Schlosse.

Das Schloß war schon von den Gästen des Barons verlassen, als der Stadtrichter mit seinem Gerichtsschreiber dort anlangte.

Die Gerichtsbeamten wurden am Thore von dem Kammerdiener des Baron empfangen.

Der Stadtrichter Hartwig schien eine besondere Ver=

anlassung zu haben, den Diener mit einer eigenthümlichen Aufmerksamkeit sich anzusehen.

Dem Kammerdiener entging das nicht, er sollte es vielleicht erfahren.

„Hier ist ein großes Unglück passirt, Herr Stadtrichter," sagte er, aber so ruhig, als wenn eben gar kein Unglück passirt sei.

Der Herr Hartwig erwiderte ihm nichts.

Der Diener führte ihn in einen kleinen Empfangssalon.

In diesem war der Arzt mit dem Grafen Delsberg, auf die Gerichtspersonen wartend.

Der Hofrath Wand, der Arzt, war schon ein bejahrter Herr. Man sah ihm an, daß er, wie alte, tüchtige und noch rüstige Aerzte es leicht zu werden pflegen, ein gerader Mann war, der auch leicht zu geradeaus sein konnte, mitunter grob sogar.

Er war im Gespräch mit dem Grafen, als die Gerichtsbeamten eintraten. Er achtete auf die Eintretenden kaum; den Stadtrichter schien er absichtlich nicht sehen zu wollen.

Der Stadtrichter verbeugte sich gegen ihn, aber vornehm, nur leicht.

Die beiden Herren waren augenscheinlich keine Freunde.

Wir müssen diese an sich kleinen Umstände hier erwähnen; sie sind nicht ohne Bedeutung für unsere Geschichte.

Auch noch auf etwas Anderes müssen wir unsere Leser aufmerksam machen.

Der Graf Delsberg empfing den Stadtrichter ruhig. Er brach sofort sein Gespräch mit dem Arzte ab, und sagte zu ihm:

„Ich bedaure, Herr Stadtrichter, daß es eine so traurige Veranlassung ist, die Sie zum ersten Male in dieses Haus führt.“

Der Stadtrichter hatte sich höflich gegen den Grafen verbeugt, etwas tiefer als gegen den Arzt, aber dennoch mit einer beinah auffallenden Kälte und Gemessenheit. Die Anrede des Grafen berührte ihn offenbar etwas empfindlich.

„Der Criminalrichter,“ erwiderte er, „hat das unangenehme Amt, nur bei traurigen Veranlassungen zu erscheinen.“

Er sprach diese Worte in einem beinahe geheimnißvollen, unheimlichen Tone.

War es der Ton des Inquirenten, der von vornherein die Unparteilichkeit, aber auch die Strenge, die sein Amt ihm auferlegte, dem vornehmen Herrn gegenüber kund geben wollte?

„Ich sehe die Frau Gräfin nicht hier,“ fuhr er gleich darauf mit seiner amtlichen Kälte und Gelassenheit fort.

„Meine Frau,“ sagte der Graf, „befindet sich in einem Zustande, der ihre Erscheinung hier völlig unmöglich macht.“

Der Graf sprach die Worte nicht blos kalt und ge=

messen, er sprach sie auch mit der ganzen Sicherheit und Bestimmtheit des vornehmen Herrn gegen einen Geringeren.

Hatte das Benehmen des Richters seinen Stolz herausgefordert, oder waren auch er und der Richter, wie dieser und der Arzt, schon früher keine guten Freunde gewesen?

„Also vor Gericht?“ fragte der Stadtrichter.

„Sie sind als Richter hier,“ erwiderte der Graf.

„Und,“ lautete darauf die Erwiderung des Richters, „ob Jemand vor Gericht erscheinen kann oder nicht, darüber hat der Richter zu bestimmen. Indeß —“

Der Arzt fiel ihm ohne viele Umstände in die Rede: „Etwas hat doch auch der Arzt mit drein zu sprechen.“

Der Richter achtete auf die Unterbrechung nicht und fuhr, als wenn er sie gar nicht gehört hätte, in dem begonnenen Satze fort:

„Indessen, ich will vorläufig die Entschuldigung annehmen. Dagegen müßte ich Madame Hagen hier sehen.“

„Madame Hagen,“ entgegnete ihm aber der Graf, „ist bei meiner Frau, und ich glaube, es wäre Grausamkeit, in diesem Augenblicke der schwer Leidenden den Beistand ihrer mütterlichen Freundin zu rauben.“

„Ich bedaure, Herr Graf. Ich hielt es zwar nicht für nöthig, meinen Executor hierher mitzunehmen. Sollten Sie indeß sich weigern, Frau Hagen durch einen Ihrer Diener hierher rufen zu lassen —“

Der Graf hatte schon die Thür des Zimmers geöffnet.

„Madame Hagen!“ rief er hinaus.

Die Stimme des vornehmen, dem Anscheine so ruhigen Mannes zitterte doch etwas.

Der Doctor rieb sich erwartungsvoll die Hände, etwas vergnügt sogar, hätte man meinen können, wenn es sich nicht um ein schweres Verbrechen in dem Hause des Verbrechens gehandelt hätte.

„Es soll mich doch wundern, was da werden wird.“

Madame Hagen erschien.

Man sah es ihr an, sie kam unglücklich von einer Unglücklichen.

Der Richter wandte sich zu dem Grafen und dem Arzte:

„Darf ich die Herren bitten, mich mit Madame Hagen allein zu lassen.“

Die beiden Herren entfernten sich.

Der Richter wandte sich zu der alten Dame; sie war eine würdige Frau.

„Madame, ich ersuche Sie, mir Auskunft zu ertheilen, über das, was am heutigen Tage in diesem Hause sich zugetragen hat.“

„Ich könnte Ihnen nur sehr wenig sagen, Herr Kreisrichter.“

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Madame, daß Sie Ihre Aussage mit einem Eide bekräftigen müssen.“

„Mein Herr, ich weiß das.“

„Wohlan! Ist Ihnen heute nichts in dem Benehmen der Herrschaft aufgefallen?“

„Durchaus nichts, mein Herr. Ich hatte eben wenig Gelegenheit zu beobachten. Ich leitete die Arrangements für die Gesellschaft, die auf heute geladen war; das nahm mich den ganzen Tag in Anspruch. An der Tafel war ich dann nicht; ich blieb ermüdet in meinem Zimmer; da war ich noch, als die Schreckensnachricht kam.

„Sie hätten also gar nicht die Gräfin gesehen?“

„Doch! Sie sah einige Male nach, ob Alles in Ordnung sei.“

„Fanden Sie nichts Besonderes an ihr?“

„Nicht das Geringste. Sie war ganz wie sonst.“

„Sahen Sie auch den Grafen?“

„Nur ein Mal. Er kam zu seiner Gemahlin, mit der Bitte, sie möge an dem Zuge der Gesellschaft zum Jahrmarkte Theil nehmen. Sie hatte nicht große Lust; sie wollte lieber bei den Kindern bleiben, die sie doch heute wenig sehen werde. Seinen Bitten gab sie nach.“

„Und der Baron? Der Herr Gesandte?“

„Ich sah ihn heute gar nicht.“

„Sie kommen in diesem Augenblicke von der Gräfin?“

„Ja, mein Herr!“

„Wie fanden, wie verließen Sie sie?“

„Ich fand die Arme in einem schrecklichen Zustande.

Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Sie kann sich jetzt aufrecht halten. Sie ist desto unglücklicher."

„Was spricht sie von dem Tode ihres Vaters?"

„Der Graf mußte ihr erzählen, wie der Todte aufgefunden sei, wie man an einen Mord habe denke müssen. Ein Mord? rief sie. Es ist nicht möglich. Wer sollte, wer könnte meinen Vater ermordet haben? Er hatte keinen einzigen Feind!"

„Trug sie kein Verlangen, die Leiche zu sehen!"

„Sie wollte in den Garten. Der Graf ließ es nicht zu. Es werde sie zu sehr angreifen; auch müsse im Garten Alles in der Lage bleiben, wie man es gefunden, bis das Gericht die Besichtigung vorgenommen habe."

Noch eine Frage hatte der Richter.

„Haben Sie häusliche Zerwürfnisse im Schlosse wahrgenommen?"

Die Frau konnte offen darauf erwidern:

„Der Graf und die Gräfin, lebten seit dem Tage, da sie sich sahen, in einer gegenseitigen Liebe, die man nicht einträchtiger, hingebender und treuer wieder finden mag."

„Und der Baron?" fragte der Richter noch einmal.

„Er hatte seine Eigenheiten, wie ein alter Herr. Aber sie wurden mit der vollen Nachsicht der Liebe, der Dankbarkeit, des edlen Herzens ertragen."

„Auch auf Seite des Grafen?"

„Auch von dem Grafen."

Der Richter entließ die Frau, ließ den Grafen wieder eintreten.

„Wollen Sie mir die Umstände angeben, unter denen die Leiche aufgefunden wurde?“

Der Graf gab sie an: Wie der Baron jeden Abend nach der Tafel eine Stunde in seinem Bibliothekzimmer zugebracht, dann, im Winter wie im Sommer, eine Stunde lang, von halb acht bis halb neun Uhr, eine Promenade im Garten gemacht und sich dann in sein Zimmer zurückgezogen habe. So habe er auch heute um halb Sieben die Tafel verlassen, sei um halb acht Uhr in den Garten gegangen, aus diesem aber nicht zurückgekehrt. Er war gesehen worden, wie er in den Garten gegangen war, angekleidet zu dem Promenadengange wie sonst. So hatte er seinen Weg durch den Gartensalon in den Garten genommen. Sein Kammerdiener Wißmann hatte ihn gesehen, der gerade in dem Salon beschäftigt gewesen war. Sein ungewöhnliches Ausbleiben war nicht gleich bemerkt worden. Als man es gewahrte, hatte der Graf den Kammerdiener Wißmann in den Garten geschickt, nach ihm zu sehen.

Der Stadtrichter unterbrach den Grafen.

„Wißmann? Wieder Wißmann?“

Er hatte nun einmal, wenigstens dem Grafen gegenüber, in dem, was er sprach, etwas Verletzendes; oder der Graf fand sich dadurch verletzt, oder wollte sich dadurch verletzt finden. Wer konnte es unterscheiden?

„Finden Sie es auffallend?" fragte der Graf.

„Durchaus nicht."

„Oder setzen Sie Zweifel in meine Worte?"

„Herr Graf," antwortete darauf der Stadtrichter, „der Richter hat die Verpflichtung — oder, wenn Sie wollen, das Vorrecht, Alles zu bezweifeln, bezweifeln zu müssen, was ihm nicht bewiesen wird."

Der Graf unterdrückte eine Erwiderung. Seine Miene zeigte, oder sollte wieder nur zeigen, daß er zu viel Stolz besitze, mit dem Beamten oder mit dem Bürgerlichen sich in einen Streit, wenn auch nur in ein Wortgefecht, einzulassen. Er fuhr ruhig fort:

„Wißmann war mit der Nachricht zurückgekommen, daß er den Baron im Garten nicht gefunden habe."

Der Richter hatte eine Frage:

„Wie lange war Wißmann ausgeblieben?"

„Wenige Minuten."

„Hatte er eine Laterne mitgenommen?"

„Ich weiß es nicht."

„Hatten Sie es ihm nicht geheißen?"

„Nein!"

„Aber warum nicht?"

Wieder wurde der Graf vornehm.

„Ein Kammerdiener muß so viel Verständniß besitzen, selbst zu wissen, was er zur Ausführung eines Auftrages in seinem Dienste bedarf."

Hatte der Graf mit dieser Antwort den Löwen gereizt? oder einen Wolf?

„Ich bitte fortzufahren,“ sagte der Richter nur.

Der Graf fuhr fort:

„Es entstand die Vermuthung, der Baron mache vielleicht einen Besuch bei der Geheimräthin Elsleben. Es wurde zu dieser geschickt.“

„Wißmann, wieder?“ sagte der Richter.

„Sein Wißmann!“

„Der Baron war nicht bei der Geheimräthin, war nicht dagewesen.“

„Wißmann wurde noch einmal in den Garten geschickt, mit dem Gärtner Hutten. Sie sollten Jeder eine Laterne zum Suchen mitnehmen.“

„Jetzt doch eine Laterne!“ warf der Richter hin.

Der Graf antwortete nicht darauf; er fuhr nur wieder fort:

„Die Beiden waren nach wenigen Minuten, mit allen Zeichen des Entsetzens im Gesichte, zurückgekehrt; sie hatten den Baron todt, in seinem Blute liegend, im Garten gefunden.“

Auf diese Nachricht war der Graf sofort mit den Beiden in den Garten gegangen. Sie hatten ihn in einen Seitenweg des Gartens, zu dem Todten geführt. Er sah das Blut; er befühlte den Körper; er überzeugte sich, daß das Leben verschwunden war. Er verschaffte sich nur noch

die Ueberzeugung, daß kein Raubmord vorlag; ein schwerer goldener Ring mit einem kostbaren Brillant, den der Baron immer am Finger trug, war noch da.

Er schickte zum Gerichte und zum Arzte und widmete sich dann der Sorge für seine Gattin.

Die erste Vernehmung des Grafen war damit geschlossen.

„Stellen wir jetzt zunächst den Thatbestand fest," sagte der Richter.

Man begab sich in den Garten, in dem die Leiche war; der Stadtrichter, sein Gerichtsschreiber, der Arzt; begleiten mußte sie der Kammerdiener Wißmann und der Gärtner Hutten, die zuerst die Leiche aufgefunden hatten, und der Graf, der sich darauf von ihnen hatte zu ihr führen lassen.

Wir müssen berichten, was sie fanden.

Man gelangte in den Garten aus dem sogenannten Gartensalon; drei steinerne Stufen führten hinunter.

Der Garten bildete ein geräumiges längliches Viereck. Er nahm die ganze Breite des Schlosses ein, war auf seinen anderen drei Seiten mit einer hohen Mauer umgeben. Die Höhe der Mauer betrug zehn Fuß.

In der Mauer befand sich nur eine einzige Thür, dem Schlosse gegenüberliegend, jenes Pförtchen, von dem wir schon oben sprachen, das in die Stadtpromenade führte und

deshalb das Promenadenpförtchen hieß. Es wurde stets verschlossen gehalten.

Zu diesem Pförtchen waren zwei Schlüssel vorhanden. Den einen führte der Baron bei sich. Der andere hing im Gartensalon hinter der Gartenthür zum Gebrauch für die übrigen Hausbewohner.

Der Garten hatte kleine Bosquets, einzelne Baumgruppen, Spaliere, Blumenbeete, keine Gewächshäuser. Der Baron hatte sie nie geliebt; sie waren ihm eine kindische Spielerei, gegenüber der üppigen Vegetation, in der er so lange Jahre im Süden gelebt hatte.

Außer den Pfaden, die den Garten in seinen einzelnen Partieen durchtheilten und durchzogen, lief ein Gang an allen seiner vier Seiten unmittelbar an Haus und Gartenmauer entlang.

Dieser Pfad diente zu den gewöhnlichen Abendpromenaden des Barons; er war eigens dazu angelegt; er hatte eine Breite von sechs Fuß.

In diesem Pfade wurde, zur rechten Seite des Gartens, wenn man aus dem Schlosse kam, die Leiche aufgefunden, fünf und dreißig Schritte von der Thür des Gartensalons entfernt, durch die man ins Freie trat.

Sie lag mitten in dem Pfade, mit dem Kopfe nach dem Hause hin, mit dem Gesichte auf dem Boden, die Hände nach vorn ausgestreckt. So lag sie in einer einzigen großen Blutlache. Sie war schon kalt, das Blut

an dem Körper schon fest geronnen. Die Blutlache neben und unter ihr war noch nicht hart, und der Schnee, der noch immer fiel, hatte sie noch nicht zudecken können.

Rechts neben der Leiche, nach der innern Seite des Gartens, lag der Spazierstock des Barons, mit dem untern Ende nach dem Hause, er war ohne Blut.

Neben dem Stock lag der linke Handschuh, und neben diesem der Hut des Barons, beide gleichfalls ohne Blut.

Der rechte Handschuh wurde am Rande der Blutlache, nach dem Hause hin, gefunden; er trug leichte Blutspuren.

In derselben Beschaffenheit und Lage, wie sie hier beschrieben sind, hatten auch früher der Kammerdiener Wißmann und der Gärtner Hutten die Leiche gefunden, und der Graf mit ihnen sie dann gesehen. Nur hatte seitdem der fortwährend fallende Schnee Alles mehr und dichter bedeckt.

Aeußere Verletzungen wurden nur in dem Gesichte des Todten gefunden, zwei kleine Wunden auf der Stirn, eine dritte in der Vertiefung der linken Schläfe; alle drei waren von ziemlich gleicher Beschaffenheit, jede etwa einen Zoll lang und eben so breit.

Noch waren der Scheitel und die beiden Kopfseiten mit geronnenem Blut bedeckt; man konnte aber beim Anfühlen keine Verletzung unter dem Blute wahrnehmen. Endlich waren noch die beiden Hände blutig, aber nur meist

in den inneren Handflächen, in denen an einzelnen Stellen die Haut abgeschürft war.

Eine Beraubung des Todten hatte nicht stattgefunden; an der Hand war noch der goldene Diamantring, wie wir schon sagten; auch waren Uhr und Geldbörse da, und nirgends zeigte an den Kleidern oder sonst sich eine Spur, daß auch nur ein Raubversuch gemacht sei.

„Aber ein Mord liegt unzweifelhaft vor," entschied klar und fest und ruhig der Richter. „Ein vorbedachter, planmäßig überlegter und planmäßig ausgeführter Mord, und man kann auch mit ziemlicher Gewißheit über Einzelheiten der Ausführung urtheilen. Der Baron machte seine gewöhnliche Promenade in dem Seitengange längs der Mauer. Plötzlich wird er von dem Mörder, der ihn erwartet, ihn aufgelauert hatte, überfallen. Wahrscheinlich geschah es schon gleich im Anfange der Promenade; die Kälte und Steifheit des Körpers, die Festigkeit des geronnenen Blutes lassen darauf schließen. Der Mörder hat entweder den Baron von hinten angegriffen, als dieser wieder dem Hause zuschritt, oder er ist, als der Baron vom Hause her kam und in den Garten hineinschritt, plötzlich auf ihn zugesprungen. In beiden Fällen hat der Baron, überrascht und wehrlos, wie er war, vor dem Angreifer die Flucht ergriffen, ist von ihm eingeholt, niedergeworfen, erschlagen worden. Das Erschlagen geschah in der Weise, daß der Mörder den Baron mit dem Gesichte wiederholt auf die harte, gefrorne

Erde stieß, das Gesicht in den Schnee eindrückte, daß der Niedergedrückte keinen Athem mehr holen konnte. Der schwache Greis war gegen den plötzlichen Angreifer doppelt wehrlos, verlor die Besinnung, durch den hinzutretenden Blutverlust dann das Leben. Für eine Verfolgung und Flucht spricht die Lage des Körpers mit dem Kopfe nach dem Hause zu, der Hut, der im Fliehen entfallen, der Stock, der in der Angst und Eile weggeworfen war; vielleicht hat auch der Angreifer ihn dem Ueberfallenen, der sich damit wehren wollte, entrissen und fortgeworfen. Für das Niederwerfen und das Niederdrücken in den Schnee spricht die ganze Lage des Körpers, das Gesicht nach unten, die Hände weit vorgestreckt und in den inneren Flächen zerrissen und blutig, der Unglückliche hat versucht, sich aufzurichten; seine Anstrengungen waren vergeblich, er zerkratzte sich nur an der harten Erde die Hände blutig."

Der Graf konnte sich nicht berechtigt halten, zu den Erörterungen des Richters Bemerkungen zu machen.

Der Hofrath Wand hatte ihnen mit einem unbeweglichen Gesichte, mit vollem Schweigen zugehört; man hätte vielleicht in Gesicht und Schweigen einen leisen Hohn entdecken können. Als der Richter endete, fragte der alte Arzt trocken:

„Und die unblutigen Handschuhe, die auf dem Schnee lagen? Hat der Baron, der in seinem Leben sich vor nichts fürchtete, vielleicht auch sie in der Angst auf seiner Flucht

hübsch ausgezogen und von sich geworfen, vielleicht damit sie nicht blutig werden sollten.“

„Hätten Sie vielleicht eine andere Erklärung?“ erwiderte der Richter, gleichfalls nicht ohne Hohn, der aber vielleicht nur eine Verlegenheit verbergen sollte.

„Nachher, wenn es an mich kommt, mein Urtheil abzugeben. Jetzt liegt es mir nur ob, meinen Zweifel gegen Ihr Urtheil vorzubringen.“

„Die Handschuhe erscheinen gleichgültig,“ sagte kurz der Richter.

„Auch die Art und Weise, wie der Mörder in den Garten gekommen wäre?“

Da triumphirte der Stadtrichter wieder.

„Das, Herr Hofrath, wird die weitere Untersuchung feststellen, die lediglich meine Sache ist.“

„Ha,“ meinte der Hofrath, „ich würde Sie doch unmaßgeblich bitten, darauf zu achten, daß die Höhe der Mauer doch mindestens ihre zehn Schuhe mißt, und daß der gewandeste Voltigeur der Welt nicht Katze oder Tiger genug sein möchte, sie hin und her zu überspringen.“

Worauf der Stadtrichter sagte:

„Ha, Herr Hofrath, der Mörder kann auch auf einem anderen Wege, als über die Mauer, in den Garten gekommen sein.“

„Und auf welchem etwa?“

„Es wird sich ja ermitteln lassen.“

„Ich hoffe auch, wir werden klar sehen, und damit wir dazu sogleich im Stande sind, bitte ich, die Stelle, auf welcher der Leichnam gefunden wurde, einer genaueren Besichtigung zu unterwerfen.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Ich wiederhole meine Bitte als einen ausdrücklichen Antrag.“

Dem Antrage mußte der Richter doch wohl nachgeben.

Die Stelle wurde untersucht.

Es war eine, freilich nur eine kleine, Erhöhung mitten in dem Pfade, bestehend aus Erde, die beim Beginn des Winters hier zusammengeschaufelt und liegen geblieben war. Die Erde war hart und eckig gefroren, und zudem überall mit kleinen scharfkantigen Feuersteinen untermischt. Gerade auf einem Fleck, an dem diese Steine am meisten zusammengeschaufelt waren, hatte das Gesicht des Todten gelegen.

„Die Herren werden das Alles bezeugen,“ sagte der Arzt.

Auch der Richter mußte das zugeben.

„Und nur in dem Gesichte fanden wir Verletzungen, an keinem anderen Theile des Körpers. Wie ist da noch an ein Verbrechen zu denken? Der Thatbestand ist einfach der: Der Baron machte seine gewöhnliche, ruhige Promenade; er ging in der Richtung nach dem Hause hin. In dieser Richtung kam ihm der Wind entgegen. Ich bitte zu be-

merken, daß der Wind noch in diesem Augenblicke aus jener Richtung strömt."

Es wurde allerseits bemerkt.

Der Arzt fuhr fort:

„Der Schnee fiel. Der Wind trieb dem Baron den Schnee gerade in das Gesicht. So sah er diesen Erd-*) haufen nicht; er stolperte über ihn, er fiel auf ihn. Der Fall war ein unvermutheter, ein um so schwererer. Alte Personen, denen die Elasticität der Gliedmaßen fehlt, wenn sie fallen, fallen immer schwer, und können kaum ohne fremde Hülfe sich wieder aufraffen. Der Baron war mit dem Gesichte auf die spitzen, scharfen Steine gefallen; er war schwer darauf gefallen, hatte sich im Gesichte, beim Versuche, dasselbe aufzuheben, von neuem an der Schläfe verwundet. Seine Wunden bluteten; seine Bemühungen, sich aufzurichten, waren vergeblich. Anstrengung und Blutverlust erschöpften ihn, raubten ihm unter hinzutretender Gehirnerschütterung, die Folge des schweren Falles, die Besinnung; um Hülfe zu rufen, vermochte er nicht; vielleicht rief er auch, und sein Rufen wurde nicht gehört. Er starb an Blutverlust, an Kälte, an Entkräftung. Das ist meine Ansicht, meine Ueberzeugung, mein Gutachten. Anstatt eines schweren Verbrechens, eines Mordes, haben wir es hier mit einem schweren Unglück, aber mit einem einfachen Zufall zu thun."

Der Stadtrichter Hartwig stand überrascht, fassungslos.

*) Wer über einen Erdhaufen stolpert fällt mit dem Gesichte doch wohl [illegible] Einwand! O, Dichter!

Was Alles entging ihm durch diese Erklärung und Aufklärung! Das Verbrechen, der Mord und damit eine Untersuchung, die nach so vielen Seiten dem jungen, ehrgeizigen Beamten einen Namen, Verdienste auf Verdienste, und dadurch eine Carriere einbringen konnte, einbringen mußte.

Der Arzt fuhr erbarmungslos fort; oder leitete ihn noch etwas Besonderes?

„So lösen sich auch die Räthsel auf, vor denen wir zuerst standen. Bei dem heftigen Falle fielen Hut und Stock zur Seite, streckten Arme und Hände sich natürlich vorwärts; wer von einem Menschen ergriffen und niedergeworfen wird, wehrt sich unwillkürlich, und Arme und Hände gerathen dadurch in eine ganz und völlig andere Lage. Es erklärt sich auch der unblutige Zustand der zur Seite liegenden Handschuhe; der Baron hatte sie vor dem Falle abgezogen, vielleicht um seine Uhr aus der Tasche zu nehmen, repetiren zu lassen, was mit den vom Schnee nassen Handschuhen nicht wohl anging; vielleicht zu einem anderen Zwecke. Wir bedürfen ferner nicht des Mörders, den nur ein Zaubersprung über die Mauer, oder das Geheimniß der künftigen Untersuchung in den Garten geführt haben könnte.“

Der Stadrichter hatte sich gefaßt.

Mit dem Arzte ließ er sich in keinen Wortwechsel weiter ein, wie vorhin der Graf nicht mit ihm. Lage und Gründe waren freilich jetzt wohl andere.

„Wir können," sagte er, „in diesen Augenblicken, in der Dunkelheit und in der späten Nachtzeit nur eine oberflächliche Besichtigung vornehmen, die uns irgend zuverlässige Resultate nicht zu liefern vermag. Morgen werden wir zu einer genaueren Besichtigung und zugleich zur Section der Leiche schreiten, und dann unzweifelhafte Resultate gewinnen."

Er hatte Recht darin, und zugleich noch über das Weitere, auch über die Vornahme einer Section allein zu bestimmen.

„Suchen wir," fuhr er fort, „für jetzt nur noch einige Momente festzustellen, die wir morgen einem Augenschein nicht mehr würden unterwerfen können."

Er beurkundete auch darin den gewandten und umsichtigen Inquirenten.

Zuerst durchsuchte er den ganzen Garten nach Fußtapfen und anderen Spuren, die auf eine Betretung schließen ließen. Der gefallene und noch immer fallende Schnee war hierin freilich hinderlich. Mit ziemlicher Sicherheit wurde indeß festgestellt, daß an der Gartenmauer sich gar nichts zeigte, das anzunehmen berechtigte, Jemand sei über die Mauer in den Garten eingestiegen, oder über sie wieder zurückgekehrt. Nicht der leiseste Schneeeindruck war zu finden, der doch hätte zurückbleiben müssen. Es sprach vorläufig für die Ansicht des Arztes.

Auffallend war dagegen ein Anderes.

Man begab sich zu dem Promenadenpförtchen, in der Mitte der dem Hause gegenüber liegenden Mauer. Es wurde verschlossen gefunden. Aber zu ihm existirten zwei Schlüssel, wie wir schon sagten, von denen der eine in dem Gartensalon hinter der Thür zu hängen pflegte, den anderen der Baron zu seinem ausschließlichen Gebrauche stets bei sich führte. Jener wurde in dem Salon an seiner gewöhnlichen Stelle gefunden; der andere fehlte. Er fand sich nicht in den Kleidern der Leiche, nicht im Schnee an der Thür, nicht an der Stelle, wo die Leiche gefunden war, nicht in den Zimmern des Barons, die sofort durchsucht wurden.

Wo war der Schlüssel geblieben? Wer hatte ihn gebraucht? Der Baron? Er hatte also den Garten verlassen oder verlassen wollen? Wohin wäre er gegangen, wohin hätte er gehen wollen? Er hätte können von Jemandem hinausgelockt sein, von dem Mörder selbst, vor dem er dann geflüchtet war, der ihn verfolgt und erschlagen hatte, dann durch das offen gebliebene Pförtchen entkommen war, es abgeschlossen und den Schlüssel mit sich genommen hatte.

Das ahnungsvolle Gesicht des Richters zeigte, daß eine solche Combination ihm nicht ganz fern lag. Sie führte ihn vielleicht noch auf Anderes.

Der Garten nahm, wie wir schon bemerkten, die ganze Breite des Schlosses ein. Der Richter besichtigte die Schloßmauer, und es wurde in dieser noch eine dritte Thür ge-

funden, die in den Garten führte. Sie führte aus einem kellerartigen Souterrain hinein, das als Gartenremise diente zur Unterbringung von allerlei Gartengeräthschaften. Diese Kellerthür, wie sie von den Leuten des Schlosses genannt wurde, war in der Regel nicht verschlossen, und wenn sie es war, so hing der Schlüssel zu ihr in der neben ihr befindlichen Kammer des Gärtners Hutten, die mit einer stets unverschlossenen Thür an einem Souterraingange im Innern des Schlosses lag. Diese dritte Eingangsthür in den Garten erschien für den Augenblick von keiner sonderlichen Bedeutung zu sein.

Der Richter schloß mit diesen Ermittelungen seine Verhandlung für die heutige Nacht. Es war längst Mitternacht darüber geworden.

Doch traf er vorsichtig Anstalten zu der morgenden Fortsetzung der Untersuchung.

Der Leichnam des Barons wurde in den Gartensalon geschafft. Die beiden Thüren des Salons wurden verschlossen. Die Schlüssel zu den Thüren nahm der Richter selbst zu sich. Außerdem beorderte er zwei Gerichtsdiener, vor der innern Salonthüre die ganze Nacht Wache zu halten, von denen, so wie das geringste Verdächtige oder Auffallende sich ereignete, Einer ihm sofort Nachricht bringen solle.

Er traf diese Anordnung nicht ohne einen scharfen Seitenblick auf den Arzt.

Der alte Hofrath lächelte höhnisch dazu.

„Bis morgen früh um neun!“ nahmen die beiden Herren, die keine Freunde waren, Abschied von einander.

Der Stadtrichter begab sich nach Hause.

Der Arzt blieb noch im Schlosse.

Die Gräfin hatte ihn bitten lassen, noch zu ihr zu kommen.

Er ging mit dem Grafen zu ihr hinauf.

Die Unglückliche war in Schmerz und Angst aufgelöst.

„Ein Mord!“ war ihr entsetzlichster Gedanke. „Wer kann meinen Vater ermordet haben, der keinem Menschen ein Leid zufügte? Und in unserer nächsten Nähe, fast in dem eigenen Hause!“

Da sagte der Arzt zu ihr:

„Gnädige Frau, ich bin zu meiner Genugthuung in der Lage, Ihnen eine Mittheilung zu machen, die viel dazu beitragen wird, Ihren herben Schmerz zu lindern.“

Die Gräfin horchte auf, fuhr auf.

„Ihr Herr Vater,“ fuhr der Arzt fort, „ist nicht ermordet. Keine fremde Hand, nur ein unglücklicher Fall in der Dunkelheit des Schneegestöbers hat ihm das Leben genommen.“

„Ist es wahr?“

„Es ist die Wahrheit!“

„O, mein Gott!“ rief die Frau.

Sie flog an die Brust ihres Gatten; sie umklammerte

ihn mit ihren Armen; eine Fluth von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Oswald, Oswald —! Der Vater ist nicht ermordet! Keine Mörderhand —!“

Sie küßte ihn, sie drückte seine Hand.

„Was ist denn das?“ frägte der Arzt, sich, die Möbel und die anderen Sachen in dem Zimmer musternd; den beiden Gatten selbst wagte er nicht sein Gesicht zu zeigen, in dem sie ein heftiges Erschrecken hätten lesen müssen.

Er verließ sie, kehrte zu seiner Wohnung zurück, fragte sich, indem er in dem Dunkel der Nacht durch die still gewordenen Straßen des Städtchens schritt:

„Was war denn das? Was wird darauf folgen?“

3.

Am andern Morgen um neun Uhr hatte der Stadtrichter Hartwig die Untersuchung fortsetzen, namentlich zunächst mit Zuziehung der Gerichtsärzte, des Hofrath Wand und des städtischen Chirurgen, die vorschriftsmäßige Section der Leiche vornehmen wollen.

Er erhielt vorher zwei Mittheilungen, die ihm von Wichtigkeit zu sein schienen, von denen die eine zugleich etwas Mysteriöeses hatte.

Schon am frühen Morgen erschien der Eine der beiden Gerichtsdiener bei ihm, die er im Schlosse als Wache

bei der Leiche vor der Thür des Gartensalons zurückgelassen hatte.

In dem Gesichte des Mannes zeigte sich etwas Besonderes.

Der Richter mußte ihn darauf ansehen.

„Was ist Euch begegnet?“

„Etwas ganz Apartes, Herr Stadtrichter.“

„Laßt hören!“

Der Mann erzählte.

„Nachdem er mit seinem Kameraden schon zwei Stunden lang auf Wache gewesen war — der Hofrath konnte schon seit anderthalb Stunden das Schloß verlassen haben —“

„So spät nach mir ging er?“ fragte der Richter.

„Er ging mit dem Herrn Grafen die breite Treppe hinauf, zu der Frau Gräfin, sagte mir ein Diener; die Frau Gräfin habe den Doctor noch sprechen wollen.“

„Blieb er lange bei ihr?“

„Eine halbe Stunde konnte es dauern, bis er die Treppe wieder herunterkam.“

„Kam er allein zurück?“

„Der Kammerdiener der Gräfin leuchtete ihm herunter, öffnete ihm auch die Hausthür.“

„Erzählt weiter.“

„Es wurde darauf Alles still im Schlosse. Wir hörten zuerst noch einiges Hin- und Hergehen, oben, unten, auf den Treppen; Thüren wurden auf- und zugemacht. Dann

hörten wir gar nichts mehr, in dem ganzen Hause nicht das geringste Geräusch; Alles mußte zu Bette gegangen sein. Es war rund um uns her eine Stille, daß man eine Stecknadel hätte hören können, die zur Erde fiel. Das dauerte eine Stunde. Auf einmal mußten wir aufhorchen, Beide zu gleicher Zeit. In dem Gartensalon war etwas. Wir hatten bisher nichts darin gehört. Wir saßen ganz dicht an der Thür. Es ist eine Flügelthür. An dem einen Flügel saß ich, an dem anderen mein Kamerad. In dem Gartensalon bewegte sich etwas. Es war, als wenn Jemand ganz leise und ganz langsam in dem Saale umherschliche, wie auf Strümpfen oder mit bloßen Füßen an dem Boden schlürfe. Wir sahen uns an; in dem Flur brannte eine helle Lampe. Zu sprechen wagten wir nicht. Wir fragten uns mit den Augen.

„Was kann das sein?

„Wer kann in dem Zimmer sein?

„Keine Thür ging; wir hätten es hören müssen.

„Ein paar Augenblicke war es still im Zimmer geblieben. Dann hörten wir wieder das Schlürfen. Wir legten das Gesicht an die Thür; wir saßen nahe genug daran. Wir hörten das Schlürfen deutlicher. Es war mitten im Saale, bei der Bank, auf welche die Leiche gelegt war. Nach der Bank hatte es sich hinbewegt. Wir fragten uns, ob wir Geräusch machen sollten, ob Einer von uns zum Herrn Stadtrichter gehen solle. Aber es

konnte ja nur eine Ratte oder eine Maus sein, was wir gehört hatten. Wir rührten uns nicht. Es wurde wieder still. Dann bewegte es sich wieder. An der Bank? An der Leiche? fragten wir uns. Wir wollten doch Geräusch machen. War es ein Thier, so verscheuchten wir es von der Leiche. Da hörten wir etwas ganz Sonderbares. Zuerst wußten wir gar nicht, was es war. Dann wurde es deutlicher, und es ging uns Beiden durch Mark und Bein. Bei der Leiche war Jemand, der leise schluchzte und weinte. Wir hörten es ganz deutlich, wir konnten uns gar nicht irren; es schien von einer Frau zu kommen. Sie gab sich wohl Mühe, es zu unterdrücken; aber sie konnte es nicht. Es war uns, als wenn wir die Thränen auf den Fußboden tröpfeln hörten. Ach, Herr Stadtrichter, es war recht grausig anzuhören, bei der Leiche, durch die Todtenstille im Hause. Wir wußten nicht, was wir thun sollten. Wir mußten nur immer horchen, was weiter kommen werde. Es wurde nach einer Weile wieder still. Dann hörten wir wieder das Schlürfen. Es bewegte sich von der Bank, von der Leiche weg, nach dem Garten zu, nach der Gegend, wo die Gartenthür sein mußte, dann an der Thür vorbei, dann hörten wir wieder nichts, und dann auf einmal war etwas an einem der Fenster, die auf den Garten gehen; wurde das Fenster auf- oder zugemacht, wir konnten es nicht unterscheiden. Wahrscheinlich war es zugemacht, von Jemandem, der hier ausgestiegen war; denn wir hörten

nun gar nichts mehr. Es blieb Alles still. Als am Morgen die Dienerschaft aufstand, bin ich hierher geeilt, um zu melden."

Das war allerdings eine sonderbare, geheimnißvolle Meldung.

Der Richter hatte noch ein paar Fragen an den Gerichtsdiener, ob er und sein Kamerad außer dem Mitgetheilten gar nichts weiter vernommen, ob sie nicht irgendwo im Schlosse einen Lichtschimmer gesehen hätten, namentlich in der Nähe der Zimmer der Gräfin. Der Mann mußte Alles verneinen.

Eine Menge von Gedanken und Fragen durchflogen den Kopf des Richters.

Wer war in dem Saale, bei der Leiche gewesen? Wer konnte dort geweint haben? Die Gräfin, die Tochter des Ermordeten? Aber die Gräfin wäre durch das Fenster eingestiegen? Und sie war allein gewesen! Das Fenster konnte vielleicht gestern offen geblieben, nur angelehnt worden sein; der Richter hatte nicht darauf geachtet, auch kein Anderer. Die Gräfin konnte auch in den Garten gekommen sein, aus dem Souterrain des Schlosses durch jene Kellerthür. Aber sie und zwar sie allein, in dunkler Nacht durch das Fenster einsteigen? Das erschien dem Richter unglaublich. Und wer anders hatte in der einsamen Nacht bei der Leiche geweint? Wie war die Weinende in den Garten gekommen? Durch das Promenadenpförtchen, zu dem allerdings der

eine Schlüssel fehlte! Welches weibliche Wesen konnte im Besitze des Schlüssels sein? Wie konnte Die, die durch das Pförtchen in den Garten gelangt war, wissen oder nur ahnen, daß das Fenster des Gartensalons nicht verschlossen war?

Der Richter stand vor immer neuen und unlösbaren Räthseln.

Er mußte sie lösen.

Er sandte den Gerichtsdiener zum Schlosse zurück, ließ dahin den Gerichtsschreiber bestellen, begab sich selbst auf den Weg dahin.

Auf dem Wege wurde er aufgehalten.

Ein kleines, buckliges Männchen, in einen weiten Pelz gehüllt, begegnete ihm, schloß sich, mit ihm zurückkehrend, an ihn an.

„Schlimme Geschichten, Freundchen! Wollen sicher dahin! Ich komme daher — aber nicht aus dem Hause. Da war ich gestern."

Der Richter hatte den kleinen Buckligen mit Verdruß an sich herantreten sehen. Der Kleine war zwar das lebendige Neuigkeitsblatt des Städtchens, aber auch ein unendlicher Schwätzer, der die Leute durch sein Geschwätz zur Verzweiflung bringen konnte. Aber er war gestern in dem Hause gewesen, zu dem der Richter wollte, und er kam in dem Augenblick von dem Hause.

„Ich weiß nicht, von welchem Hause Sie sprechen, Herr von Draubitz,“ erwiderte ihm der Richter.

Der Herr von Draubitz, Domherr an einem Stifte des Landes, verzehrte die Einkünfte seiner Präbende in dem Städtchen, in dem sich mehrere adelige Familien aufhielten.

„Wissen nicht, wissen nicht!“ erwiderte er. „Spricht denn in ganz Delsberg noch ein Mensch von etwas Anderem, als von dem Schlosse und seinem Morde, und in diesem Augenblicke wird man auch in der Residenz von nichts Anderem reden, und auch am Hofe; da erst recht. Und Sie, Freundchen, sind die Hauptperson in der Geschichte; freilich erst nach dem Ermordeten, dem armen Baron. — Ich war gestern noch bei ihm zu Tisch. Wer hätte da daran gedacht, nur daran denken können, daß die alte Excellenz schon eine Stunde nachher —. Und doch, und doch. Aber von dem Mörder weiß man noch nichts, und im Grunde wäre der doch die zweite Hauptperson, und Sie, Freundchen, also erst die dritte. Nun, nun, wenn Sie den Mörder herausbekommen, können Sie doch noch die erste in der Geschichte werden, und bei Hofe besonders — ah, ah, gewisse Leute sind dort nicht gern gesehen, dürfen sich gar nicht einmal sehen lassen.

Der kleine Domherr machte eine Pause.

Der Richter benutzte sie.

„Ich weiß in der That nicht, Herr von Draubitz, auf wen Ihre Worte zielen.“

Der Kleine lachte.

„Ah, ah! Ein so feiner Kopf, ein so tüchtiger Inquirent! Und sollten nicht wissen, was schon die ganze Stadt weiß, was gestern Abend sogleich die Leute sich auf den Tanzböden erzählten. Vox populi vox Dei.“

„Ich habe gehört, Herr Domherr, man habe von einem Bedienten des Schlosses gesprochen —“

„Von dem Kammerdiener Wißmann! Auch von ihm. Aber höher hinauf! Weit höher hinauf! Die Wahrheit hängt oft hoch, wie der Brodkorb. Wißmann! Wißmann! Ja, ja! — Ich habe da meine eigenen Gedanken. Er wäre Einer! Es können auch Zwei vereinigt — Aber da liegt das Schloß schon vor uns, und ich mag nicht gern gesehen werden in den Räumen des Verbrechens und der Trauer, wo ich gestern noch unter Fröhlichen ein fröhlicher Gast war. Guten Morgen, Herr Stadtrichter!“

Er wollte umkehren.

Wie konnte der Stadtrichter Hartwig in diesem Augenblicke, sich von dem Schwätzer trennen, den er vorher verwünscht hatte? Er sah nach seiner Uhr.

„Ich kehre mit ihnen um, Herr von Draubitz. Ich sehe, es ist noch nicht neun. Auf neun Uhr erst hatte ich den Hofrath bestellt. Er ist ohnehin nicht der Pünktlichste.“

„Der, der? Ein guter, geschickter Arzt, aber sonst —. Da fällt mir ein; er hat ja schon heute bei der Frau von

Varenholz erklärt, es sei von einem Morde gar nicht die Rede; der beruhe in dummen Einbildungen —"

Der Richter fuhr auf.

„Ja, ja," sagte der kleine Bucklige, „grob ist er, besonders, wenn er etwas gegen Jemanden hat, und mit Ihnen — Aber dagegen ist er auch wieder ein treuer Freund, so des Grafen und der Gräfin Delsberg, und — und —"

Er brach ab.

Der Richter mußte geraderen Wegs auf sein Ziel losgehen; bei dem kleinen Schwätzer durfte er es.

„Sie waren gestern bei dem Diner im Schlosse?"

„Und hatte einen Platz, auf dem ich Alles beobachten konnte."

„Da sahen Sie viel!"

„Ich will es meinen."

„Zum Beispiel, Herr von Draubitz?"

„Pah, Freundchen!"

„Wie, Herr von Draubitz?"

„Pah, Sie wollen mich als Zeugen gebrauchen! daraus wird nichts."

„Ich compromittire nie Jemanden!"

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

„Ha, ha, Freundchen, in dem Schlosse sah es schon lange nicht zum Besten aus. Aeußerlich zwar war Alles

Ein Herz und Eine Seele; aber inwendig war es desto wurmstichiger. Der Alte ist — aber er ist ja nun todt, und de mortuis — pah, ein Geizhals war er doch, und ein zäher, eigensinniger Zankteufel dazu, dem kein Mensch etwas recht machen konnte und der mit einem Engel anbinden mußte. Fragen Sie alle seine Domestiken, vom Ersten bis zum Letzten. Sie hatten alle ihre liebe Noth mit ihm. Am meisten zu tragen aber hatte in dem Hause sein Schwiegersohn, der Graf, wenn nicht doch die Gräfin noch schwerer zu tragen hatte. Ein Geizteufel war der Alte und ein herrischer Despot. Der Graf sollte seinen Diener machen, und über jeden Groschen, den er ausgab, zankte der Alte mit ihm. Und der Graf — es ist wahr, er ist ein nobler Mann, der gern den Anstand wahrt und ihn zu wahren versteht, vielleicht manchmal zu gut, zu nobel, zu splendide. Das mußte Mißhelligkeiten zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn herbeiführen. Nehmen Sie dazu, daß der Graf als blutarmer junger Mensch in das Haus kam. Das mußte erst recht böses Blut machen, verletzen, den Einen in seinem Geize, den Anderen in seiner Ehre. Und noch Eins kam dazu. Sie wissen, die Geschichte von der Bekanntschaft des Grafen mit seiner Gemahlin wird romantisch erzählt; der Alte aber hatte in seinem Kopfe sie von aller Romantik entkleidet, und er sah schon lange in der ganzen Sache nichts als eine Intrigue, als eine Speculation des Grafen auf eine reiche Erbin. Das Alles

hat schon manche bittere und manche heftige Scene zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn abgesetzt, den Schwiegersohn in Zorn, in Ingrimm, in Wuth gebracht, seiner Gemahlin das Herz mit Angst und mit Schrecken erfüllt, und mit der Ahnung eines Ereignisses, wie es nun eingetreten ist. Und sie wußte nicht einmal Alles. Gestern Abend an der Tafel — Ja ja, gestern Abend kam der Zorn, der lange verhaltene Ingrimm zum Ausbruch. Es war eine Kleinigkeit, die unbedeutendste Geringfügigkeit, eine Lächerlichkeit, eine einfältige Scene, in der freilich die Rollen der Personen, die sie aufführten, völlig gegen ihre Naturen waren. Das trug wohl zur Erhöhung der Bitterkeit bei. Eine Champagnerflasche entfesselte den Dämon. Selbst der Champagner wirkt verschieden durch seinen Genuß. In dem Baron weckte er gestern Abend die üble Laune. Man sah es ihm an, man hörte es an dem Tone, mit dem er die Bedienten anfuhr; ich gewahrte es mit Schrecken an den beobachtenden, suchenden Blicken, mit denen er nach dem Grafen schaute. Er suchte nach einem Streit mit ihm, er wollte ihn verletzen. Er erreichte seine Absicht. Der Graf hatte sein Glas geleert, vor ihm stand eine Flasche, in der sich nur noch eine geringe Neige befand. Der Graf schenkte die Neige in sein Glas. Der Baron rief laut über den Tisch:

„Les beaux restes, mon fils?“

Laut und höhnisch rief er es, und mit einer Art Mit-

leid wandte er sich zu dem Bedienten, der hinter seinem Stuhle stand:

„Eine volle Flasche für den Herrn Grafen!“

Der Graf war leichenblaß geworden, die Gräfin dunkelroth.

Die alte Frohnberg an der Seite des Barons — ihr Mann war Hofmarschall gewesen — hatte den Takt, die allgemeine Stille, die entstanden war, nur einen Augenblick dauern zu lassen.

Eine Stunde, vielleicht nur eine halbe Stunde nachher war der Baron eine Leiche.

Der kleine bucklige Domherr schloß seine Erzählung.

Der Richter hatte noch eine Frage.

„Die Gräfin hätte noch nicht Alles gewußt, sagten Sie!“

Der Herr von Draubitz lachte.

„Ja, ja!“

„Und was war es, das sie noch nicht wußte?“

„Es war etwas, daß sie nicht wissen durfte.“

„Aber ich darf es erfahren! Herr von Draubitz.“

Der Kleine schüttelte den Kopf.

„Aber wenn ich Sie als Zeugen vorladen ließe!“

„Sie werden nicht.“

„Meine Richterpflicht nicht erfüllen?“

„Hm, Freundchen, Sie setzen Einem Daumschrauben auf, wie in den Zeiten der Folter!“

„Also?“

„Pah, es würde sich nur um eine kleine Eifersucht handeln."

„Auf Seite der Gräfin?"

„Wenn sie es wüßte, auch auf ihrer Seite."

„Also noch Jemand wäre eifersüchtig?"

„Ei freilich!"

„Nun, Herr Domherr?"

„Morgen, Freundchen! Ich muß noch erst Erkundigungen einziehen. Und dann erfahren Sie morgen Alles."

„Wo treffe ich Sie?"

„Auf der Stadtpromenade hinter dem Schlosse."

„Um welche Zeit?"

„Um diese Stunde. Aber Wort gehalten, Freundchen, mich nicht verrathen!"

Die beiden Herren trennten sich.

Der Richter ging in das Schloß.

Was hier jetzt zuerst vornehmen?

Die Spuren des mysteriösen, gestrigen Abenteuers der beiden Gerichtsdiener verfolgen? Es konnte möglicherweise neue Aufschlüsse bringen, wenn auch noch nicht zu ersehen war, nach welcher Seite hin.

Oder sofort gegen den verdächtigsten der muthmaßlichen Thäter vorgehen? Das war der Graf, dem der Herr Hartwig schon gleich gestern ein besonderes Mißtrauen zugewendet hatte, und den er nach den Mittheilungen des kleinen Domherrn kaum mehr für unschuldig halten konnte

oder wollte? Freilich mußte er gegen den Grafen, wenn er einmal gegen ihn einschritt, sofort mit voller Energie und also auch offen und geradezu vorgehen. Aber warum nicht?

Empfahl es sich dagegen indeß nicht, zuerst den Kammerdiener Wißmann als den Schuldigen oder Verdächtigen zu behandeln? Schuldig, mitschuldig war Wißmann unzweifelhaft, und ein Vorgehen gegen ihn gewährte den Vortheil, daß man gegen einen Bedienten weniger Umstände zu machen brauchte, als gegen einen vornehmen Grafen, der durch den Tod seines Schwiegervaters nun auch ein reicher Herr geworden war, und daß, wenn man gegen ihn auf falscher Fährte gewesen war, man sich weniger blosgestellt hatte. Dabei war ja doch jeder Schritt gegen den Diener zugleich gegen den Herrn gerichtet.

Allein vor allen Dingen mußte feststehen, ob denn auch wirklich ein Mord vorliege und mithin überhaupt ein Mörder zu verfolgen sei. Dazu war eine nochmalige genaue Besichtigung und eine Section der Leiche unumgänglich nothwendig.

Das waren die Gedanken des Stadtrichters, und sein Entschluß beim Eintreten in das Schloß stand doch fest, zunächst die Leiche zu besichtigen und seciren zu lassen.

Es erwartete ihn aber im Schlosse eine Nachricht, die er nicht erwartet hatte.

Der Arzt war nicht da und ließ ihm sagen, daß er nothwendig und auf das Schleunigste über Land zu einem

gefährlichen Patienten habe fahren und den Stadtchirurgus habe mitnehmen müssen.

Ohne Stadtphysikus und Stadtchirurgus war keine Section, war gesetzlich nicht einmal eine endgültige, maßgebende Besichtigung der Leiche vorzunehmen.

„Der Schurke! der große Schuft!“ wüthete der Herr Hartwig zwischen seinen Zähnen.

Er meinte den Arzt, den Hofrath Wand.

„Er will mir den Mord wegeskamotiren. Aber morgen ist auch ein Tag! Untersuchen wir jetzt zuerst das nächtliche Abenteuer des Gartensalons!“

Er führte die Schlüssel zu dem Salon bei sich, zu beiden Thüren. Sie waren keinen Augenblick aus seinem Gewahrsam gekommen. Er schloß die innere Thür auf, an der die Gerichtsdiener auf Wache gewesen waren.

Er trat in den Saal, in Begleitung des Gerichtsschreibers, der schon vor ihm im Schlosse eingetroffen war, und der beiden Gerichtsdiener, die ihm anzeigen sollten, wo, an welchen Stellen sie das Schleichen und Schlürfen und das Schluchzen und Weinen vernommen hatten.

In dem Saale war Alles wie gestern, oder vielmehr in der Nacht. Der Leichnam lag auf der Bank, wie man ihn verlassen hatte; man fand keine Spur, daß er nur angerührt sein könne. Nirgends zeigte sich sonst eine Veränderung, oder eine Spur, daß Jemand, daß nur ein lebendes

Wesen, wenn nicht eine Ratte oder eine Maus, in dem Zimmer gewesen sei.

„Aber Ratten und Mäuse schluchzen und weinen nicht!“ sagte der Richter, die Gerichtsdiener streng ansehend.

„Aber was ist denn das hier?“ fragte in höchster Verwunderung und wie antwortend auf den strengen Blick des Richters, der Gerichtsschreiber.

Auf der Bank, auf welche der Todte gebettet war, neben der rechten blutigen Hand der Leiche, lag ein kleines goldenes Herz.

Es lag da mit einer Schnur von schwarzer Seide, an der es getragen war.

Es mußte absichtlich dahin gelegt sein; vielleicht war es in die todte Hand gelegt, aus der es wieder heraus geglitten war; die Schnur hing noch zum Theil über dem Arm.

In der Nacht, als man die Leiche verlassen hatte, war es nicht dagewesen; das wußten Richter und Gerichtsschreiber bestimmt; das konnten sie sofort auf ihren Amtseid nehmen.

Wer konnte das kleine Herz dahin gelegt haben? Unzweifelhaft die Frau, die an der Leiche geschluchzt und geweint hatte.

Wer war sie? Wer hatte nur jemals das Kleinod besessen, getragen?

In welcher Absicht konnte es dahin gelegt sein?

Wie hatte Der, der es hingelegt hatte, oder wie hatte

sonst Jemand den verschlossenen Saal betreten und wieder verlassen können?

Auf die letzte Frage erhielt man eine Antwort, aber eine Antwort, die neue Räthsel brachte.

Die Thür, die aus dem Salon in den Garten führte, war verschlossen und inwendig verriegelt, wie man sie in der Nacht verlassen hatte; durch sie konnte Niemand aus- und eingegangen sein.

Aber das Fenster links neben der Gartenthür, — es lag zwar in seinen Fugen, als wenn es verschlossen sei; aber es war nicht eingeklinkt, es war nur fest angelegt, und man konnte es von außen öffnen und von innen, und von außen ohne große Mühe wieder fest anlegen.

Es war dasselbe Fenster, an welchem die Gerichtsdiener in der Nacht das Geräusch vernommen hatten, aus dem sie auf ein Oeffnen oder Zumachen schlossen.

Wer hatte es geöffnet oder zugemacht? Wer war also im Garten gewesen? Wie war er hineingekommen? Oder sie, die weinende Frau, die auch das goldene Herz zu dem Todten gelegt hatte?

Man begab sich zunächst in den Garten.

Man untersuchte von außen das Fenster, den Boden unter dem Fenster.

Allein es hatte auch in der späteren Nacht noch geschneit, bis am Morgen die Sonne aufgegangen war. An dem Fenster zeigte sich keine Spur, daß nur ein Finger es

angerührt habe; an der Fensterbank keine Spur, daß nur eine Fußspitze hier eine halbe Sekunde lang hatte ruhen können. Keinen Fußstapfen, nicht den geringsten, anderen Eindruck zeigte der Schnee am Boden unter dem Fenster, weiter in den Garten hinein. Wie sorgfältig auch die obere Schneedecke immer tiefer abgehoben und weggeräumt wurde, gar nichts wurde gefunden, was nur im Entferntesten darauf schließen ließ, hier sei ein menschliches Wesen gegangen oder gestanden.

Der Garten wurde in allen seinen anderen Theilen durchsucht und untersucht, an der ganzen Länge seiner Mauer, an dem Promenadenpförtchen, an der Kellerthür, die in das Souterrain des Schlosses führte. Nirgends war eine Spur zu finden, daß ein Mensch da gewesen sei. Der Schnee hatte freilich auch die Spuren der Beamten und der anderen Personen verwischt, die am gestrigen Abende bis in die Nacht hinein in dem Garten sich genug hin und her bewegt hatten.

„Jetzt einen entscheidenden Schritt!“ sagte sich entschlossen der Inquirent.

Er kehrte in das Schloß zurück.

Er hatte von der Bewohnern des Hauses Niemanden gesehen als den Portier, der ihn eingelassen hatte. Der Graf selbst hatte sich nicht gezeigt, hatte Niemanden herunter geschickt, der sich nach den Wünschen des Richters erkundigt hätte.

Es konnte ein richtiger Takt darin gefunden werden.

Das untersuchende Gericht hatte Besitz von dem Schlosse genommen, war für seine Zwecke Herr darin. Und so benahm sich auch der Stadtrichter.

Er ließ sich von dem Portier den unten im Hause gelegenen kleinen Salon aufschließen, in dem er gestern von dem Grafen empfangen ward.

Dann befahl er dem Portier, ihn sofort bei der Gräfin anzumelden.

„Sagen Sie der Frau Gräfin, ich müsse sie auf der Stelle und durchaus nothwendig sprechen, mein Amt fordere es, ich dürfe keine Abweisung annehmen."

Der Portier ging.

Der Herr Stadtrichter war doch in einiger Aufregung.

Er war in diesem Hause früher einmal verletzt worden, nur einmal, aber für sein ganzes Leben.

Er war der ehrgeizige junge Beamte. So war er vor zwei Jahren als Stadtrichter nach Delsberg gekommen. In dem freundlich und nahe bei der Residenz gelegenen Städtchen hatten mehrere adelige Familien ihren Wohnsitz genommen; ein angesehener Adel lebte auf seinen Gütern in der Umgegend. Der Angesehenste und Reichste von Allen war der Graf Delsberg auf Schloß Delsberg, und dessen Schwiegervater, die alte Excellenz.

Der Richter wollte bald nach seiner Ankunft in dem Städtchen Besuche bei dem Adel machen. Wurde er von dem Adel angenommen, so gehörte er in den hohen Kreisen

zu ihm, und so war seine Carriere um so sicherer, um so rascher gemacht.

Er ließ sich zuerst bei der Herrschaft im Schlosse Delsberg anmelden. Ein Diener nahm seine Karte in Empfang, trug sie hinauf zu der Herrschaft, kam zurück:

„Die gnädige Herrschaft lasse sehr bedauern, seien verhindert.“

Eine Stunde später begegnete ihm der Graf in der Stadt, ohne ihn anzusehen.

Eine Stunde später begegnete ihm der kleine bucklige Domherr von Draubitz, der alle Welt in dem Städtchen kannte, also auch schon den neuen Stadtrichter, der alle Welt Freundchen nannte, also auch schon ihn:

„Ach, ach, Freundchen, dummer, hochmüthiger Adel hier! Lassen Sie ihn laufen!“

„Man will mich nicht!“ sagte sich der Stadtrichter. „Man hat es sogar schon ausgeplaudert. Dieser Graf soll es bereuen.“

Das Ausplaudern war übrigens nicht von dem Grafen geschehen, sondern von dem Diener, der den Stadtrichter angemeldet und ihm die Zurückweisung überbracht hatte.

Dieser Diener war der Kammerdiener Wißmann.

Der Stadtrichter hatte den „dummen, hochmüthigen“ Adel laufen lassen.

Freilich zeigte der Versuch des jungen bügerlichen

Beamten, in die exclusiven Kreise des Adels eindringen zu wollen, nicht eben große Bescheidenheit und richtige Einsicht.

Schloß Delsberg hatte er nie vergessen.

„Jetzt müssen sie mich annehmen,“ sagte er sich. „Wie die stolze Dame mich empfangen wird?“

Die unglückliche Frau empfing ihn, wie ihr leidender Zustand ihr gestattete und sein amtlicher Beruf von ihr forderte, den Mann aufzunehmen, den eine Pflicht zu ihr führte, deren Erfüllung ihr keine angenehme sein konnte. Sie konnte ja, nach der festesten Versicherung des Arztes, der zugleich seit Jahren ein treuer Freund ihres Hauses war, den Tod ihres Vaters nur einem Unfalle zuschreiben; sie dachte an kein Verbrechen mehr; da konnte den Richter nur noch eine Formalität zu ihr führen, eine Formalität, die an sich gleichgültig war, ihr aber um so lästiger erscheinen mußte.

Sie zeigte dies nicht; sie war in keiner Gemüthsverfassung, irgend etwas zeigen zu wollen.

„Sie wünschten mich zu sprechen,“ sagte sie einfach höflich.

Der Richter hatte sich umsonst gefragt, wie sie ihn aufnehmen werde.

Er hatte seiner Person wohl zu viel Wichtigkeit beigelegt.

Will sie mir das zeigen?

Er blieb kalt geschäftig. Und doch! Er wußte ja, daß

Fortsetzung [illegible] Seite 48.

diener Wißmann. Er schien es zu fühlen. Er folgte still, gebückt dem Richter.

Der Inquirent führte den Kammerdiener nicht in den Gartensaal zurück.

„Zum gerichtlichen Arrest!“ übergab er ihn Einem der beiden Gefangenwärter im Flur.

„Was habe ich denn verbrochen!“ wollte Wißmann sich aufraffen.

„Sie können,“ war die Antwort, „Ihre Frage im morgenden Verhör wiederholen, wenn es Ihnen alsdann nöthig erscheint.“

Der Kammerdiener Wißmann wurde zu dem gerichtlichen Gefängnisse abgeführt.

„Das Zimmermädchen Friederike Sommer zum Verhör!“ befahl er Richter.

Das hübsche Mädchen wurde in den Gartensaal geführt. Sie war nicht mehr frisch.

Wißmanns Verhaftung war wie ein Lauffeuer im Schlosse bekannt geworden. Unter dem ersten Eindrucke des heftigsten Schmerzes darüber wurde das Mädchen vor dem Richter gebracht.

Er führte sie wieder zu der Leiche.

„Dieses goldene Herz mit der Schnur fiel Ihnen vorhin auf?“

„Ja.“

„Sie sahen es schon früher?“

„Ja.“

„Wo?“

„Gestern auf dem Jahrmarkte.“

„Bei wem?“

„Bei der Seiltänzerin auf dem Marktplatze.“

„Erzählen Sie.“

Das Mädchen erzählte:

Sie war gestern auf dem Marktplatze gewesen. Eine Seiltänzergesellschaft hatte dort ihre Kunststücke produzirt. Das Mädchen hatte zugesehen. Ein junges Frauenzimmer auf dem Seile hatte die besondere Aufmerksamkeit aller Zuschauer erregt. Sie hatte sich so leicht, so sicher und gewandt auf dem Seile bewegt, und war so schön und so schneeweiß gewesen. Diese schneeweiße Farbe bei den großen, dunkelschwarzen Augen und dem rabenschwarzen Haar war besonders aufgefallen, und um so mehr, als eine alte, häßliche, schwarzgelbe Zigeunerin sie wie ihren Augapfel gehütet hatte; die Leute hatten gesagt, die Alte sei die Mutter oder die Großmutter des schönen weißen Mädchens. Diese schöne schneeweiße Seiltänzerin hatte um ihren Hals an einer schwarzen Schnur ein kleines goldenes Herz getragen, und Schnur und Herz hatten ganz und gar so ausgesehen, wie Schnur und Herz, die bei der Leiche lagen. Der Zeugin selber kam es wie wunderbar vor, aber sie könne beschwören, daß jene Stücke diesen geglichen hätten, wie ein Ei dem andern.

„Wißmann ist Ihr Verlobter?“ fragte der Richter das Mädchen.

Sie bejahte es.

„Er war bei Ihnen?“

„Ich war allein.“

„Hat noch Jemand außer Ihnen das Herz gesehen?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe mit Niemandem darüber gesprochen. —“

Die Zeugin war in Allem so einfach und klar und offen, obwohl Schreck und Angst über die Verhaftung ihres Verlobten sie drückten. An der Wahrheit ihrer Worte mochte auch der Stadtrichter nicht zweifeln wollen.

Er entließ sie ohne eine weitere Bemerkung.

„Ich lasse den Herrn Grafen Delsberg bitten,“ befahl er dann dem Gerichtsdiener, nicht seinem Gerichtsschreiber.

Der Graf trat in den Saal, ernst und ruhig, wie seine Haltung als Zeuge in einer ernsten Angelegenheit, die ihn zudem so nahe berührte, nicht anderes sein konnte.

„Herr Graf, ich habe den Kammerdiener Wißmann verhaften lassen.“

„Ich habe es gehört.“

„Wegen dringenden Verdachts, der Mörder Ihres Schwiegervaters zu sein.“

Der Graf schwieg.

„Sie haben mir nichts darauf zu erwidern, Herr Graf?“

„Mir steht kein Urtheil über Ihre Amtshandlungen zu.“

„Herr Graf, wenn Wißmann der Mörder ist — glauben Sie, daß er es ganz aus eigenem Antriebe sei.“

„Ich habe auch darüber kein Urtheil.“

„Darf ich Sie bitten, Herr Graf, mir Auskunft darüber zu ertheilen, wie Ihr Herr Schwiegervater den gestrigen Tag verbracht hat? Sie werden über das, was Ihnen nicht aus Ihrer eigenen Wahrnehmung bekannt ist, genaue Erkundigungen eingezogen haben.“

„Ich that das, wie es sich von selbst verstand, und ich kann Ihnen Folgendes mittheilen.“

Der Graf erzählte:

„Der Baron hatte gestern den ganzen Vormittag, wie auch sonst, in seinem Zimmer gearbeitet, Bücher und Rechnungen durchgesehen, wirthschaftliche Aufzeichnungen gemacht, an seinen Memoiren geschrieben, die er nachzulassen gedachte. Zwischen Zwölf und Eins hatte er mit der Gräfin und dem Grafen die Arrangements für die Gesellschaft besprochen, selbst daran geordnet, wie er das bei solchen Gelegenheiten gern that. Um ein Uhr waren nach und nach die Gäste eingetroffen. Von halb Zwei etwa bis halb Drei hatte die Gesellschaft den Jahrmarkt in der Stadt besucht; auch der Baron hatte daran theilgenommen. Bis zum Diner um halb sechs Uhr hatte man sich dann unterhalten. Der Baron hatte sich stets unter seinen Gästen befunden. Seine Stimmung war die heiterste gewesen. So auch bei der Tafel. Die Tafel hatte er, wie der Richter schon

wußte, seiner Gewohnheit nach um halb sieben Uhr verlassen, bis um halb Acht war er in dem Bibliothekzimmer gewesen; er war dann zu seiner gewöhnlichen Promenade in den Garten gegangen, aus dem er nicht zurückgekehrt war.“

Einen neuen Umstand berührte der Graf noch, allerdings durch den Inquirenten dazu veranlaßt.

Der Kammerdiener Wißmann, hatte der Graf gesagt, sei der Letzte gewesen, der den Baron lebend gesehen; Wißmann habe sich in dem Gartensalon befunden, als der Baron durch diesen in den Garten gegangen sei.

„Können Sie mir,“ knüpfte daran der Richter die Frage, „außer dem Kammerdiener Niemanden nennen, der den Baron auf dem Wege vom Bibliothekzimmer zum Garten noch gesehen hat?“

Der Graf antwortete nicht sogleich. Nach einigen Besinnen erst sagte er:

„Allerdings! Der Weg vom Bibliothekzimmer zum Gartensalon führt an der Kinderstube vorüber. In dieser befand sich die Bonne mit den Kindern. Mein Schwiegervater trat zu ihnen ein, unterhielt sich eine Weile mit ihnen, wie er es öfters pflegte.“

Von der Bonne hatte der Inquirent noch nichts gehört; sie war nicht unter dem Personal gewesen, das im Gartensaal bei der Leiche sich hatte versammeln müssen. Das fiel dem Stadtrichter auf. Das Besinnen des Grafen war

ihm nicht minder auffallend vorgekommen, wie er ausdrücklich zum Protokoll vermerken ließ.

Er ersuchte den Grafen, abzutreten, und ließ sofort die Bonne durch den Gerichtsdiener herbeiholen.

Anna Garard hieß sie. Sie war eine Schweizerin, die deutsch und französisch sprach, ein junges, etwas schüchternes Ding.

Sie war nicht schön.

Als der Stadtrichter von ihr hörte, hatte er bei sich gedacht, sie sei der Gegenstand jener Eifersucht, von welcher der kleine bucklige Domherr von Draubitz ihm so geheimnißvoll gesprochen hatte. Als er sie jetzt sah, fühlte er sich enttäuscht. Und doch sollte er durch sie der Wahrheit näher gebracht werden.

„Sie sahen gestern Abend noch den Baron?“ begann er das Verhör mit ihr.

„Ja, mein Herr.“

„Wann?“

„Als der Herr Baron sich zu seiner gewöhnlichen Promenade in den Garten begab.“

„Und wo?“

„In der Kinderstube, in der ich mich mit den gräflichen Kindern befand. Er trat im Vorbeigehen öfter hinein, mit den Kindern sich zu beschäftigen. Er liebte die Kinder.“

„Und gestern?“

„Der Herr Baron kam wie sonst. Er brachte der

Comteß Adele Süßigkeiten von der Tafel mit, nahm den Knaben auf den Schooß, schaukelte ihn und entfernte sich dann wieder."

„Blieb er lange?"

„Etwa fünf Minuten."

„Bemerkten Sie keine Veränderung an ihm gegen früher?"

„Der Herr Baron kam mir etwas stiller vor, als sonst."

Die Bonne war zurückhaltend, und nicht blos aus Schüchternheit.

Der gewandte Richter gewahrte es leicht.

„Sie haben mir noch mehr zu sagen."

Die Bonne wurde roth.

„Sie dürfen mir nichts verschweigen. Sie müssen einen Eid schwören."

Sie zitterte.

„Es handelt sich um ein schweres Verbrechen. Sie würden Mitschuldige sein, wenn sie etwas verschwiegen."

Sie mußte sprechen:

„Als der Herr Baron fortgegangen war, hörte ich nach einer Minute ihn auf einmal noch im Gange. Ich glaubte ihn schon beinahe im Garten. Der Herr Baron sprach laut, unwillig, etwas aufgeregt, wie es schien. Ich will nichts mehr hören, nichts mehr! sagte er. Eine leisere Stimme antwortete ihm. Es war der Herr Graf. Er

sprach bittend; er schien den Herrn Baron beruhigen zu wollen. Seine Worte konnte ich nicht verstehen. Aber er mußte von Frieden gesprochen haben; denn der Herr Baron erwiderte ihm: den Frieden stören Sie! Der Herr Graf sprach darauf wieder leise. Und der Herr Baron, der noch heftiger geworden war, nannte einen Namen, und darauf rief auch der Herr Graf mit lauter Stimme: Ach, das muß hier anders werden! Dann trennten sie sich."

„Welchen Namen rief der Baron?"

„Madame de Varenholz! Sie sprachen französisch miteinander."

Beinahe hätte der Stadtrichter wieder einen Luftsprung machen mögen.

Er entließ die Bonne, die ihm, wenn auch mit schwerem Herzen, kein unwahres Wort gesagt hatte.

„Ach, ach!" sagte er sich. „Ein offenbarer Zank! Eine Drohung, das muß anders werden! Und die schöne Wittwe! Die Frau von Varenholz, also die Eifersucht des Herrn von Draubitz! Ob ich ihn gleich verhafte?"

Er sann nach.

„Veranlassung hätte ich. Aber es könnte doch noch zuletzt eine Uebereilung sein. Der verdammte Doctor, der keinen Mord annehmen will! Und der Schuft hat sich aus dem Staube gemacht! Und was ist es denn mit der Varenholz? Ich weiß eigentlich nichts von ihr, als daß sie eine

schöne Wittwe ist. Vorsicht ist doch besser, und morgen ist auch ein Tag!"

Er verhörte noch einige Domestiken, von denen er glaubte, irgend eine Auskunft erhalten zu können. Er gewann in der That einige Aufschlüsse. Wir werden später auf sie zurückkommen.

Dann dictirte er dem Gerichtsschreiber ein Schreiben:

„An Herrn Stadtphysikus Hofrath Wand, Wohlgeboren hier. Wenn Euer Wohlgeboren verhindert sein sollten, morgen früh punkt halb neun Uhr bei der Obduktion der Leiche des Barons Ringsted zu assistiren, so würde ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, durch einen reitenden Boten sofort Ihre vorgesetzte Medicinalbehörde in der Residenz um Zusendung des nöthigen ärztlichen Personals zu bitten."

Das Schreiben ließ er sofort in die Wohnung des Adressaten senden.

„Und damit schließen wir unser heutiges Tagewerk! Doch noch Eins! Die Leiche! Sie darf nicht wieder einen nächtlichen Besuch empfangen. Sie könnte diesmal am Ende entführt werden!"

Er untersuchte die sämmtlichen Fenster des Salons. Sie waren fest eingehakt. Es waren zudem Fensterladen für sie da. Er ließ die Laden einlegen, fest verschließen. Er untersuchte die in den Garten führende Thür. Sie war verschlossen. Der Schlüssel zu ihr hing zur Seite an der

Wand. Der eine Schlüssel; der zweite, den der Baron stets bei sich getragen hatte, mußte sich noch in den Kleidern der Leiche befinden. Sie waren bisher noch nicht durchsucht, um nicht vor der vollständigen gerichtlichen Obduction Veränderungen herbeizuführen, die den Thatbestand hätten verdunkeln können; bei der Obduction sollte es geschehen!

Den Salon schloß der Stadtrichter sodann auch nach innen sorgfältig ab.

Und den Schlüssel? Sollte er ihn wieder mit sich nehmen: Oder sollte er ihn für heute Nacht den Wächtern anvertrauen, damit sie in den Saal gelangen könnten, wenn doch wieder Jemand hineingedrungen sei?

„Aber es kann ja Niemand hinein!"

Er behielt den Schlüssel. Er stellte nun drei Mann Wache vor die Thür, und befahl, daß bei dem geringsten Geräusch im Saale der dritte Mann zu ihm eile, ihn herbeizurufen.

Und dann ging er zu dem Domherrn von Draubitz, obwohl es schon später Abend geworden war. Bis zum anderen Morgen auf die Auskunft zu warten, die der kleine Bucklige über die Eifersucht in Schloß Delsberg ihm versprochen hatte, war dem eifrigen Inquirenten, nach der Aussage der Bonne, unmöglich.

Er traf den Domherrn zu Hause.

„Bis morgen früh, Freundchen, hatte ich gesagt!"

„Am späten Abend läßt sich besser plaudern, Herr

von Draubitz, und am hellen Tage könnte Jemand in der Allee Sie mit dem Criminalrichter sehen!"

„Im Grunde haben Sie Recht, Freundchen. Also hören Sie mir zu. Ich habe seit heute Morgen noch Allerlei erfahren. Also, kennen Sie die Frau von Varenholz?"

„Ich habe nur von ihr gehört, daß sie eine schöne Wittwe sein solle."

„Das ist sie in der That, und dem Grafen Delsberg ist sie noch mehr; sie war es vielmehr, und wie man sagt, ist sie es wieder."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Draubitz."

„Sie war die Geliebte des Grafen, bevor er seine jetzige Frau kennen lernte."

„Und wie wäre sie es jetzt wieder?"

„Was wollen Sie? Er war halb und halb verlobt mit ihr. Sie war schön, hatte nur kein Vermögen, wie auch er nicht. Das Fräulein von Ringsted war die einzige Tochter ihres sehr reichen Vaters; der Graf ist durch sie ein sehr reicher Mann geworden — wenigstens vor der Hand —"

„Vor der Hand? Was wollen Sie damit sagen?"

„Wir werden darauf zurückkommen. Lassen Sie mich fortfahren. Die schöne, frühere Geliebte des Grafen heirathete, als verlassene Dido, gleichfalls, einen alten Obersten, der bald starb, erhielt nach dessem Tode eine sehr mäßige Wittwenpension, erinnerte sich einer Freundin ihrer ver-

storbenen Mutter, der alten Geheimräthin von Elsleben, die hier wohnte, hatte sich auch wohl ihres ersten Geliebten erinnert und — on reviens toujours à ses premièrs amours — kam hierher auf Besuch zu der Frau von Elsleben, und auch in dem Grafen hatte die alte Liebe wohl nicht ganz gerostet, und weil der Graf und sein Schwiegervater doch nun einmal die zärtlichsten Freunde nicht sind, erwachte in dem Herzen des Barons Eifersucht gegen seinen Schwiegersohn, und die Frau von Varenholz stand als Stiefschwiegermutter dem Grafen unzweifelhaft näher, wie als Frau von Varenholz und —"

Der Richter mußte den Domherrn unterbrechen.

„Aber das sind ja entsetzliche Zustände!"

„Pah!" lachte der bucklige Domherr, und er fuhr fort: „Und die Eifersucht des Barons wurde zu einer heftigen Liebe zu der schönen Frau, die —"

„Aber der Baron ist ja ein Greis!" mußte der Richter wieder rufen.

„Alter schützt vor Thorheit nicht, Freundchen. Indeß der Baron zählt oder zählte vielmehr nur sieben- oder achtundfunfzig Jahre; er war ungefähr in meinem Alter. Und, damit meine Geschichte nicht zu lang wird, der verliebte Baron hat der schönen Wittwe Heirathsanträge gemacht und sie hat diese Anträge nicht zurückgewiesen, bat sich nur Bedenkzeit aus, um vorher mit ihren Verwandten zu sprechen, und reiste in ihre Heimath, und ist gerade im Laufe des

heutigen Tages zurückgekommen, und würde morgen, vielleicht schon am heutigen Abend, dem Baron ihr Jawort gegeben haben, wenn er nicht zufällig gestern Abend zu den Todten befördert wäre, und der Graf wäre mindestens um die Hälfte des Erbtheils seiner Frau geprellt gewesen, und sicher um noch mehr; denn die schöne Wittwe ist eine Frau, die noch ein Dutzend Kinder bekommen kann.. — Wünschen Sie noch mehr zu wissen, Freundchen?"

Wir müssen zur Ehre des Stadtrichters die nächste Frage mittheilen, die er hatte:

„Und die arme Gräfin? Hat sie Kenntniß, hat sie nur eine Ahnung von diesen Zuständen und Thatsachen?"

„Kenntniß gewiß nicht. Wer hätte ein Interesse dabei gehabt, sie ihr mitzutheilen? Ihr Vater konnte erst mit einem Fait accompli vor sie treten. Ihr Gatte? Sollte er ihr sagen: Ich erschieße oder erschlage Deinen Vater, wenn er die Person heirathet, die Dich zur Bettlerin machen will und mich also zum Bettler, und die ich übrigens auch noch liebe?"

Der Stadtrichter aber kehrte darauf voll von Gedanken und voll Kummer in seine Wohnung zurück.

Zu seinen Gedanken gehörte:

„Ach, welche Satisfaction für mich, daß ich diesen eben so dummen und hochmüthigen, wie sittlich verkommenen Adel laufen ließ!"

Zu seinen Plänen dann:

„Morgen früh! — Ich habe den Domherrn schon gesprochen; ich brauche daher mit dem Beginn der Verhandlungen morgen nicht mehr bis um halb neun Uhr zu warten. Ich schicke schon um halb Acht zu dem Arzte, bestelle ihn auf Acht. Die ersten fünf Minuten müssen den Mord außer Zweifel stellen; der Graf ist mein Gefangener."

„Ach, mein Herr Graf!"

Er schlief nach dem vollbrachten schweren Tagewerke bald ein, der eifrige Richter.

Anmuthige Träume umgaukelten sein Lager, der gefangene, gedemüthigte Graf, die jammernde stolze Gräfin, die sich in Angst krümmte um den verhafteten Gatten, und im Schmerz vor ihm sich wand, wenn er ihr die treulose Liebe dieses Gatten zu der schönen Wittwe mittheilte, und wie er um dieser Liebe willen zum Mörder an ihrem Vater geworden sei. Und ihn, den Träumenden selbst, zeigten die Träume dann, mit einer Strahlenkrone der Tugend und Sittlichkeit um das Haupt, mit Ordenssternen auf der Brust, sitzend auf dem Präsidentenstuhle des obersten Gerichtshofes.

Der Mensch denkt und Gott lenkt! —

Aber er träumte ja nur, und sind denn Träume immer nur Schäume?

4.

Um sieben Uhr am andern Morgen war der Stadtrichter Hartwig aus dem Bett, mit dem Ankleiden fertig. Zu dem Hofrath Wand hatte er schon gesandt, den Stadtphysikus mit dem Stadtchirurgus auf acht Uhr zum Schlosse zu bestellen. Er besorgte dann die eiligsten laufenden Geschäfte für den Tag, trank dabei seinen Morgenkaffee. Er war auch damit fertig. Seine Uhr zeigte acht Minuten vor Acht.

„In acht Minuten bin ich im Schlosse.“

An die Thür seines Zimmers wurde geklopft.

Sein Gerichtsschreiber trat ein, ihn zum Schlosse abzuholen.

Der Actuarius war nicht minder pünktlich, wie der Richter diensteifrig.

Die beiden Beamten begaben sich zu dem Schlosse Delsberg.

Mit dem Glockenschlage Acht standen sie vor dem Portal des Schlosses.

Während der Portier sie einließ, erschien hinter ihnen der Hofrath Wand mit dem Stadtchirurgus.

Sie traten unmittelbar nach den gerichtlichen Beamten in das Schloß.

„Ah,“ sagte der Stadtrichter zu dem Hofrath, „heute konnten Sie von Ihren anderweitigen Geschäften abkommen.“

„Sie sind zu meiner Befriedigung vollendet,“ antwortete der Hofrath.

„Darf man fragen, wo sie waren?“

„Nicht weit — in der Residenz.“

In der Residenz! Der Arzt sagte das in einem so besonderen Tone. Er sah dabei so verzweifelt klug und zugeknöpft aus.

Dem Richter wollte es einen Stich in das Herz geben. Warum, konnte er sich selbst nicht sagen; da sagte er auch gar nichts mehr.

Er schritt zu dem Corridor, an dem der Gartensalon lag, in dem die Wache vor der Thür des Salons sich befand.

Die drei Wächter waren auf ihrem Posten.

„Nichts vorgefallen?“ fragte der Richter sie.

Der Aelteste von ihnen trat vor.

„Zu Befehl, nichts, Herr Stadtrichter. Der Haltmann wollte zwar einmal in der Nacht meinen, er habe wieder etwas in dem Saale gehört; aber da wir beiden Anderen nichts vernommen hatten und da auch ferner Alles still blieb, so wollten wir den Herrn Stadtrichter nicht unnütz wecken.“

„Wer könnte auch dagewesen sein?“ erwiderte der Stadtrichter. „Thüren und Fenster und Fensterladen, Alles war ja verschlossen.“

Er schloß die in den Salon führende Thüre auf.

„Die Leiche ist noch da!" sagte der Richter.

Sie war noch da, an der Stelle, an der man sie verlassen hatte. Das konnte man durch die Spalte eines Fensterladens sehen. Mehr aber auch nicht.

Die Fensterladen wurden weggenommen; die volle Tageshelle drang in den Saal.

Der Richter blickte umher.

„Es ist auch sonst Alles, wie wir es hier zurückließen," sagte er.

Er nahete sich der Leiche. Er stutzte, wie er am gestrigen Morgen gestutzt und sich verwundert hatte, da er das goldene Herz bei der Leiche fand.

Aber heute verwunderte er sich nicht blos, er erschrack.

Das Herz war fort, mit der Schnur, an der es befestigt gewesen war.

„Wo ist das Herz geblieben? Wer war in dem Saale?"

„So hatte ich doch recht gehört!" sagte triumphirend der Gerichtsdiener Haltmann.

„Sie Esel, warum riefen Sie mich nicht?" fuhr den Triumphirenden wüthend der Stadtrichter an.

Der Saal wurde wieder untersucht, wie am gestrigen Morgen, Thüren, Fenster, Fensterladen, Wände, Fußboden; gar nach der hohen Decke schauten sie hinauf.

Aber man fand nichts. Die Fensterladen waren unversehrt; die Fenster lagen sämmtlich in ihren Klinken und Haken; die Gartenthür war verschlossen.

Man ging in den Garten; man durchsuchte auch ihn. Es hatte seit gestern nicht mehr geschneit. Man fand in dem Schnee von vorgestern wohl eine Menge Fußspuren; aber wie viel war gestern und in der gestrigen Nacht in dem Garten umhergegangen, und daß sonst Jemand dagewesen sei, das vermochte das schärfste und geübteste Auge nicht zu erkennen. Ueber die Mauer war Niemand gestiegen, und die Kellerpforte und das Promenadenpförtchen war verschlossen.

Den Schlüssel zu der Kellerpforte hatte zudem der Richter gleichfalls an sich genommen, und der eine Schlüssel des Promenadenpförtchens hing noch ruhig im Gartensaal hinter der Thür. Der zweite, den der Baron stets bei sich geführt hatte, mußte sich gleich in dessen Kleidern finden.

Wer war hier gewesen? Wie war er herein, wie wieder hinausgekommen? Warum hatte er nur das goldene Herz mit sich genommen?

Aber hatte er nur das Herz mitgenommen? Hatte er nichts Anderes hier gethan.

Die Leiche wurde genau besichtigt; es wurde nicht die geringste Veränderung an ihr wahrgenommen. Man suchte fort im Saale; man fand nirgends eine Spur, daß ein menschliches Wesen nur hier gewesen sei. Und welch' anderes Wesen hätte des Kleinods sich bemächtigen sollen?

Die Anwesenden standen alle erschrocken, fast beängstigt. Selbst der alte Hofrath, dem der Richter Mittheilung

von dem gefundenen und verschwundenen Gegenstande machte, und der zuerst wohl eine kleine Schadenfreude nicht hatte unterdrücken wollen, mußte ernst sinnen und grübeln und dann bedenklich den Kopf schütteln.

„Aber wir müssen zu der Obduction schreiten," drängte es dem Richter und drängte er die Anderen.

Zu der Obduction mußte vor Allem der Graf, als nächster Angehöriger — die Gräfin durfte man schonen — und der als Angeschuldigter schon verhaftete Kammerdiener zugezogen werden, um die Leiche zu „recognosciren", das heißt, anzuerkennen, daß es die Leiche des Barons Adolf Ringsted sei.

Sie erschienen an Ort und Stelle.

Der Stadtrichter führte sie zu gleicher Zeit an die Leiche.

Er hatte dabei noch seinen besonderen Zweck: die Beiden in ihrem Verhalten, namentlich gegen einander, zu beobachten.

Etwas erlangte er auch dabei.

Der Graf war die Ruhe und Unbefangenheit selbst; für den Kammerdiener Wißmann hatte er nur einen Blick der Theilnahme.

Wißmann aber konnte nicht ohne eine innere, und wie es schien, zornige Aufregung auf den Grafen schauen, der er freilich keine Worte gab.

So dictirte wenigstens der Richter nachher zu dem „Geberdenprotokoll“.

Der Graf und der Diener „recognoscirten“ übrigens die Leiche und fanden sie auch ganz in dem Zustande, wie sie sie im Garten und dann im Salon gesehen hatten.

Nach ihrer Entfernung wurde dann zur Obduction geschritten.

Sie lieferte zwei bemerkenswerthe Erscheinungen.

Zunächst wurden die zweiten Schlüssel zu dem Gartensalon und dem Promenadenpförtchen in den Kleidern nicht gefunden, und wir wollen hier auch gleich bemerken, daß sie, alles ferneren Nachsuchens ungeachtet, niemals wieder aufgefunden sind.

Sodann hatte der Stadtrichter eine große, entscheidende, doppelte Genugthuung.

Der Kopf der Leiche war, wie wir bisher mehrmals bemerken mußten, oben am Scheitel mit einer dicken und festen Blutmasse bedeckt. Rührte dieses Blut von den Wunden im Gesichte her, oder von anderen Verletzungen, die sich unter der Decke noch befanden? Der Arzt hatte jenes angenommen und danach die Erklärung abgegeben, der Tod des Barons sei nur die Folge eines unglücklichen Falles. Der Richter hatte zwar auch diese Erklärung schon bestritten und sich für Mord ausgesprochen. Eine sichere Entscheidung konnte aber erst durch Wegnahme der Blut-

decke gewonnen werden, und diese war erst bei der vollständigen Obduction wegzunehmen.

Sie wurde abgelöst, und man entdeckte unter ihr sofort drei große tiefe Wunden. Sie befanden sich oben auf dem Scheitel; sie waren breit und tief eingeschnitten, mit einem Instrumente, das eine scharfe Schneide gehabt haben, das von einer starken, kräftigen Faust gewaltsam geführt sein mußte; sie liefen in gerader Richtung neben einander vom Hinterkopfe nach der Stirn zu. So klafften sie weit auseinander, der Hirnschädel war gespalten, zertrümmert; das Gehirn quoll aus den Spalten hervor.

Es war für Alle ein grauenerregender Anblick, auch für den Hofrath, für ihn vielleicht am meisten. Aber auch er war nur amtlich hier, und er mußte seines Amtes wahren.

„Jede dieser Verwundungen," erklärte er, „ist für absolut tödtlich zu erachten; jede einzelne von ihnen mußte nothwendig den Tod geben; — es war unter allen Umständen keine Rettung und keine Heilung möglich. Sie sind zugefügt mit einem scharfen Instrumente, das zugleich ein schweres war, und daher mit um so größerer Wucht geführt werden konnte. Sie sind zugefügt unmittelbar hintereinander, entweder in großer Eile oder in großer Wildheit des Mörders. Der Tod ist augenblicklich erfolgt."

Mit dieser Erklärung war auch der Stadtrichter vollkommen einverstanden.

Auch über Anderes waren sie dann einig. Die mörderischen Hiebe waren von hinten auf das Haupt des Barons geführt, und als fast unzweifelhaft war anzunehmen, daß der Ermordete vor dem Thäter nach dem Schlosse zu geflohen war, daß er im Fliehen über den Erdhaufen im Wege gestolpert und auf das Gesicht niedergestürzt war; daß bei dem Sturze der Hut ihm vom Kopfe gefallen war, daß nun der Thäter mit seinem Instrumente die Hiebe von oben auf den Kopf des an der Erde Liegenden geführt habe, bevor dieser sich hatte wieder aufrichten können. Wahrscheinlich war es dabei, daß der Verfolger sich unmittelbar hinter dem Verfolgten befunden habe, als dieser niederstürzte. Die Wunden im Gesichte rührten allerdings von dem schweren Falle auf die harte und mit den scharfen Steinspitzen und Stücken untermischte Erde her. Daß über den tödtlichen Erfolg dieser unbedeutenden Wunden der Arzt sich geirrt habe, gestand der alte Hofrath natürlich sofort ein, wenn auch brummend.

„Wer kann sich nicht irren?"

Der Stadtrichter hatte andere Fragen:

„Kann nach Ihrer Ansicht das Mordinstrument ein Beil gewesen sein?" fragte er den Arzt.

„Das ist sogar das Wahrscheinlichste."

„Könnten die Wunden mit diesem Beile zugefügt sein?"

Er holte das Beil hervor, das in dem Gartenkeller gefunden war.

Der Arzt besah es.

„In der That," sagte er. „Aber vergleichen wir."

Er legte die Schneide des Beils in die klaffenden Wunden auf dem Scheitel der Leiche.

„Es paßt Alles, der Länge wie der Breite und Tiefe der Wunden nach. Man möchte annehmen, sie seien nur mit diesem Beile geschlagen, wenn nicht die Schneiden von tausend Beilen in der Welt einander glichen."

„Finden Sie noch Blut an dem Beile?" fragte der Richter.

Der Arzt besichtigte es nochmals.

„Bei Gott! Hier oben am Stiel, und hier an dem stumpfen Ende des Eisens."

Er zeigte die nämlichen Blutflecken, die auch der Richter schon gesehen hatte.

Aber er besah sie noch einmal. Er machte den Finger naß, rieb damit an den Flecken, brachte den Finger wieder an seinen Mund.

Ein gewissenhafter Arzt muß Vieles können.

„Es ist kein Blut," sagte er; „es ist Rost!"

„Das wird sich später finden," erwiderte ruhig der Richter.

Er nahm das Beil wieder an sich.

„Woher haben Sie es?" fragte der Arzt.

„Später, wenn es darauf ankommt."

Der Richter hatte dann etwas auf dem Herzen gegen den Arzt.

„Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen allein sprechen, Herr Hofrath."

„Ich stehe zu Diensten."

Der Richter ließ die Anderen sich entfernen.

„Den Mord hätten wir jetzt," sagte er dann.

„Ja. Sie haben auch wohl schon den Mörder?"

„Ja," sagte auch der Richter.

„Sie haben den Kammerdiener Wißmann bereits verhaftet!"

„Ja!"

„Sie wollen noch Mehrere verhaften? Wenigstens noch Einen?"

„Es wäre möglich!"

„Und was hätten Sie mir vorher mitzutheilen?"

„Ich habe eine Bitte an Sie: die Gräfin von dem heutigen Befunde, und daß in der That ein Mord vorliegt, in Kenntniß zu setzen."

„Zu welchem Zwecke ich?"

„Sie sind der Hausarzt. Sie heilen sofort wieder die Wunde, die Sie schlagen."

„Sie wünschen, daß ich mich sogleich zu der Gräfin begebe?"

„Es wäre mein Wunsch."

„Spitzbube!" sagte der Arzt für sich.

Zu dem Richter sprach er:

„Aber der Graf wird diesen Augenblick noch bei der Gräfin sein."

„Sie werden mit seinem Trost den Ihrigen verbinden."

„Hm, Herr Stadtrichter, und nachher werden Sie mich als Zeugen darüber vernehmen, wie die beiden Gatten, denen ich bei der Gelegenheit zugleich die Verhaftung des Grafen ankündigen soll, in dem ersten Schmerze, in der niederdrückenden Angst sich gegen einander verrathen!"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Hofrath."

„Ich verstehe Sie desto besser, Herr Stadtrichter."

Ein klein Wenig war der Richter doch wohl verlegen geworden. Aber er durfte sich nichts vergeben.

„Sie wollten die Güte haben, Herr Hofrath!"

„Ah, die Gräfin vorzubereiten!"

„Und zu trösten!"

„Und Ihnen als Zeuge zu dienen!"

Der Hofrath ging.

Der Richter dictirte dem Gerichtsschreiber das Protokoll über das bisher Verhandelte.

Der Hofrath ließ sich bei der Gräfin anmelden, wurde sofort angenommen.

Er fand den Grafen bei ihr, wie er erwartet hatte.

„Wie es auch der Spitzbube von Richter erwartete," sagte er sich.

„Was bringen Sie," fragte in ihrer Todesangst die Gräfin.

Las sie es nicht in seinem Gesicht?

„Ihr Gatte hatte sich bei Beginn der Obduction aus dem Saale entfernen müssen. Von dem Resultate der Obduction hing die Gewißheit von Mord oder Zufall ab."

„Ich hatte mich geirrt, gnädige Frau," sagte der Arzt.

„Also doch ein Mord?"

„Ja. Aber einen traurigen Trost habe ich doch wieder. Ihr unglücklicher Vater sah den Mörder, wandte sich ab von ihm, erhielt nach wenigen Schritten von ihm die tödtlichen Streiche und mit ihnen in dem Augenblicke den Tod, ohne Todesangst, ohne Todeskampf."

Er theilte den Leichenbefund mit.

„Aber wer kann meinen Vater ermordet haben? Wer kann der hinterlistige, grausame Mörder sein?"

„Es ist bekannt, gnädige Frau, daß Wißmann schon verhaftet ist."

„Aber unschuldig. Der Richter trägt ihm jene unglückliche Geschichte nach."

„Er trägt sie noch mehr einem Anderen nach."

„Meinem Mann?" fuhr die Frau auf.

Der Arzt schwieg; sein Schweigen war ein Bejahen ihrer Frage.

„Er wird auch meinen Mann verhaften?"

„Ja, meine arme gnädige Frau!"

Da erhob die Dame sich.

„Arm?“ rief sie. „Eine Frau ist reich, unendlich reich, wenn sie einen edlen Gatten hat, der von unedlen Leidenschaften angefeindet, verfolgt wird.“

Gefaßt, stolz umfing sie ihren Gatten.

„Und Du, mein geliebter Oswald, wirst es noch ruhiger, noch muthiger und stolzer tragen, als ich!“

„Ich werde Deiner würdig sein, Gertrude.“

Man hörte Schritte, die sich draußen dem Gange naheten.

„Die Gerichtsdiener!“ sagte der Arzt.

„Werde ich noch von den Kindern Abschied nehmen können?“

„Thue es nicht, Oswald. Es würde Dir das Herz schwer machen.“

„Das nicht. Aber die Gerichtsdiener würden mich begleiten müssen; die Kinder könnten vor den fremden Männern sich erschrecken.“

Zwei Gerichtsdiener traten ein.

„Der Herr Graf möge uns folgen.“

Die Gatten umarmten sich noch einmal, stumm, ohne Thränen.

Aber als der Graf dann abgeführt war, wollte die Natur der zarten Frau auch ihr Recht haben. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

Die Hülfe des Arztes that ihr Noth, wenn er sie auch nicht trösten konnte.

Den Trost gab sie sich selbst, ihre edle, muthige Seele, als die Kräfte des Körpers zurückgekehrt waren.

Der Graf hatte festere Nerven.

Er folgte mit seiner ganzen Ruhe den Gerichtsdienern; er trat mit ihnen in den Saal, vor den Richter.

„Der Baron Ringsted ist ermordet,“ empfing ihn der Richter.

„Ich erfuhr es durch den Hofrath Wand.“

„Ueberzeugen Sie sich selbst.“

„Bedarf es dessen?“

„Nach dem Gesetze, ja!“

Der Richter führte den Grafen zu der Leiche, zeigte ihm die Wunden auf dem Scheitel.

„Ueberzeugen Sie sich?“

„Wer könnte da noch zweifeln?“

„Herr Graf, den Mörder trifft die Strafe des Todes.“

„Ich weiß es.“

„Ein angeklagter Mörder darf während der Untersuchung nicht auf freien Füßen bleiben.“

„Mein Herr, wollen Sie mir damit sagen, daß ich hier des Mordes angeklagt bin?“

„So ist es.“

„Und verhaftet werden soll?“

„Auch das!“ wollte der Richter sagen.

Er kam nicht dazu.

Die Thür des Saales wurde geöffnet.

Ein Herr erschien darin, vornehm, noch jung.

Drei ältere Herren folgten ihm.

Sie traten sämmtlich in das Zimmer.

Der Richter sah sie verwundert an, erkannte sie, wenigstens einige von ihnen, wollte sich noch mehr verwundern, erschrack plötzlich.

Der junge, vornehme Herr überreichte ihm ein Schreiben.

„Darf ich bitten, zu lesen, Herr Stadtrichter?“

Der Stadtrichter las, wurde leichenblaß, gleich einem vernichteten Menschen. —

Was er gelesen hatte?

An den Höfen soll die Intrigue zu Hause sein, sagt man seit alten Zeiten noch immer. Gewiß ist, daß, je kleiner der Hof, desto größer die Intrigue ist, oder nur desto plumper und unverschämter.

An dem kleinen deutschen Fürstenhofe, bei welchem der reiche Baron Ringsted als Gesandter accreditirt war, gab es, wie an jedem Hofe, einen reichen, aber auch einen armen Adel. Der arme Adel will gern überall in der Welt reich werden, wie freilich jeder andere arme Teufel gleichfalls.

Der Baron Ringsted hatte nur eine Tochter. Wer Gertrude Ringsted zur Frau erhielt, wurde durch sie der reichste Mann, nicht nur in dem kleinen Fürstenthum, sondern auch in manchem kleinern und größern Fürstenthum

rings umher. Mit Schmerzen wurde an dem kleinen Hofe der Tag erwartet, an welchem der Baron Ringsted seine Tochter vorstellen werde. Gertrude kam endlich aus ihrer Pension zurück. Wenige Tage nachher mußte der Fürst zu dem Baron schon sagen:

„Excellenz, wann werden wir denn Ihre Tochter hier sehen? Alt und Jung, von meinem Hofmarschall bis zum jüngsten Lieutenant und Kammerjunker, sehnt sich, die junge Dame kennen zu lernen, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit in Aller Munde ist.“

Der Baron erschien mit seinem Kinde; sie war schön und liebenswürdig, wie nur Eine der Damen des Hofes, und vor Allem, sie war die Reichste von ihnen. Alles machte ihr den Hof; Jeder wollte der Schwiegersohn des Barons Ringsted werden. Nur Einer konnte es werden. Wäre Einer vom Hofe der Glückliche geworden, man hätte es hinnehmen müssen, als etwas, das eben sein müsse, mit dem Troste: das Geld bleibt doch in der Familie, oder im Lande.

Da wurde der Glückliche der Graf Oswald Delsberg, dessen Vater zwar einst dem Lande angehört hatte, aber längst außer Landes gegangen war, im Lande nur noch Bankerott gemacht, sich dann ganz expatriirt und seinen Sohn in fremde Militärdienste gegeben hatte. Dieser Fremdling, gleichfalls ein armer Teufel, nichts mehr, hatte

die reiche Beute allen den armen Teufeln am Hofe vor der Nase weggefischt.

Es gab einen Aufruhr an dem kleinen Hofe. Doch von Aufruhr an Höfen spricht man ja nicht; man kennt dort nur Palastrevolutionen, unter denen man freilich etwas Anderes versteht. Aber einen Krieg hätte es in Wahrheit geben können, und diplomatische Verwickelungen entstanden wirklich. Der Fürst legte gegen den dänischen Gesandten eine so auffallende Kälte an den Tag, daß der Herr von Ringsted sich verpflichtet fühlte, darüber nach Kopenhagen zu berichten. Das hatte einen kleinen Notenwechsel zur Folge; ein Ausbruch von Feindseligkeiten wurde indeß verhütet; der Gesandte erschien nur nicht mehr bei den Hoffesten; seine Tochter heirathete den Grafen Delsberg, und hatte gar kein Verlangen, jemals wieder zu Hofe zu kommen, und der Graf wohl noch weniger. Mit dem Adel in und um Delsberg hielten sie zwar gutes Einvernehmen. In der Residenz aber, und besonders im fürstlichen Schlosse, war und blieb Niemand verhaßter, als der „fremde Abenteurer", wie der Graf Delsberg benannt wurde; seine Gattin war eine „Renegatin".

Da eilte zur Residenz und an den Hof die Mähr, daß der Gesandte Baron Ringsted in Delsberg hinterlistig ermordet sei, und daß das Gerücht gehe, sein eigener Schwiegersohn sei der Mörder. Am Hofe war das Gerücht nach

einer Stunde die allgemeine Ueberzeugung, und nach der zweiten Stunde eine unumstößliche Gewißheit.

Und wer war statt des Grafen als Mörder angeklagt, verhaftet? Der Kammerdiener des Barons! Den vornehmen, reichen Grafen rührt Niemand an. Ein armer, geringer Diener soll für ihn büßen, auch wohl demnächst für ihn geköpft oder gerädert werden!

Das ist eine Justiz, die zum Himmel schreit.

Und was wird das Ausland dazu sagen? Der Ermordete ist eine diplomatische Person, der seinen Monarchen vertritt. In dem Gesandten Baron Ringsted ist gewissermaßen der König von Dänemark ermordet.

Da muß ein schleuniges, sofortiges, kräftiges Einschreiten geschehen!

Der Richter in Delsberg hat seine Schuldigkeit nicht gethan; auch der Arzt nicht; sie beweisen eben soviel bösen Willen, wie Unfähigkeit. Der Stadtrichter Hartwig ist eine bornirte und eigensinnige, rechthaberische Natur. Der alte Hofrath Wand ist Hausarzt des Grafen Delsberg und war immer ein Chikaneur. Beiden muß die Sache auf der Stelle aus der Hand genommen werden.

Und wem war die wichtige Angelegenheit eher statt der Beiden anzuvertrauen? An Auswahl unter den jungen Strebern, die überall bei der Hand sind, wo sich eine Gelegenheit bietet, Carriere zu machen, fehlt es an den Residenzen am wenigsten. Wie oft sah ich selbst sie, der

Schreiber dieser Zeilen, in den Demagogenprozessen, in den Untersuchungen gegen die Umsturzparteien, gegen Steuerverweigerer, in Preßprozessen immer! Auch in jener kleinen Residenz fehlten sie nicht, und sie drängten sich herbei und antichambrirten und supplizirten, und der Sohn eines Ministers, der zu einer hohen Carriere prädestinirt war, wurde zum Commissarius ernannt in der Untersuchungssache über die Todesart des in Delsberg verstorbenen dänischen Gesandten Baron Ringsted, wie man vorsichtigerweise sich ausdrückte.

Dem Obergerichtsassessor Freiherrn von Reiher — so hieß der Commissarius — wurden die erforderlichen Papiere übergeben, ein Gerichtsschreiber mit- und zwei Aerzte und Polizeibeamte aus der Residenz beigegeben.

Er reiste mit ihnen auf der Stelle nach Delsberg ab, langte am frühen Morgen im Schlosse an, fand den Stadtrichter in voller Arbeit, übergab ihm eines seiner Papiere.

Der Stadtrichter las, las nur wenige Worte:

„Das Großherzogliche Justizministerium sieht aus bewegenden Gründen sich veranlaßt, die Untersuchung über die Todesart u. s. w. dem Obergerichtsassessor Frhrn. v. Reiher, zu übertragen, und hat demselben der bisherige Inquirent, Stadtrichter Hartwig, sofort die Führung der Untersuchung zu überlassen, auch sämmtliche, auf dieselbe Bezug habende Akten, Corpora delicti u. s. w. zu übergeben, ihm übrigens

auf erfolgende Requisition jede gerichtliche Assistenz zu leisten."

„Auch das noch!" rief es, als er die letzten Worte las, wüthend in dem Stadtrichter Hartwig. „Auch das noch! So wird mein Diensteifer belohnt! Welche Mühe gab ich mir, die Wahrheit zu ermitteln! Nachdem ich sie zu Dreivierteln festgestellt und für das letzte Viertel die Wege gebahnt habe, werde ich wie eine ausgepreßte Citrone auf die Seite geworfen, um einem begünstigten adeligen Minister= oder Präsidentensöhnchen den Ruhm und die Ehre zu überlassen! Und welch' einem Menschen! Sieht er nicht aus, wie die Arroganz und Bornirtheit! Und Handlanger=dienste soll ich ihm noch gar leisten! Ach, was muß der Bürgerliche sich Alles gefallen lassen!"

Er mußte gehorchen.

Dann aber —

„Mein Herr Obergerichtsassessor," sprach er mit den vor Wuth bebenden Lippen in dem leichenblassen Gesichte, „ich habe die Ehre, Ihnen hiermit Alles zu überlassen und zu übergeben, Acten und Corpora delicti — einen Gefangenen finden Sie in den Gefängnissen des Stadtgerichts. Ich empfehle mich Ihnen."

Damit ging er, verließ er den Schauplatz seines so belohnten Diensteifers, wie er ja selbst sagte.

Aber vorher hatte er noch einen Blick für den neuen Inquirenten:

„Ah, ah, mein Bürschchen, Hochmuth und adelige Geburt machen nicht den Inquirenten! Du mit Deinem schwachen Gehirn wirst hier doch nur in ein Labyrinth gerathen, aus dem Du Dich nicht hinausfinden kannst. Und das wünsche ich Dir von ganzem Herzen; Angstschweiß und Mißerfolge statt Ruhm und Ehre! Und wenn Du meine gerichtliche Assistenz requirirst, nun — sie wird Dir assistiren!"

Damit ging er, und sein Gerichtsschreiber und der Stadtchirurgus folgten ihm.

Der Hofrath Wand war noch oben bei der Gräfin.

Der Graf Delsberg blieb allein mit den Herren aus der Residenz, mit der Leiche, den Acten und den übrigen Gegenständen der Untersuchung in dem Saale zurück.

Die Herren aus der Residenz waren der Obergerichtsassessor Freiherr von Reiher, der den Stadtrichter das Ministerialrescript übergeben hatte; ein gleichfalls noch junger Mann, der als sein Gerichtsschreiber fungirte, und zwei ältere Herren, von denen der Eine ein Medicinalrath und der Andere ein Medicinalassessor aus der Residenz war. Der fungirende Gerichtsschreiber war übrigens, damit wir nicht später darauf aufmerksam machen müssen, ein junger, gleichfalls adeliger Referendarius, der zu seiner Carriere sich vorbereiten sollte. Ein guter Haken muß sich bei Zeiten krümmen.

Der Freiherr von Reiher hatte die giftigen Blicke, die ihm, dem neuen Inquirenten, Unheil verkündeten, nicht ge-

sehen; er war zu vornehm, um sonderlich auf den Roturier zu achten, den er verdrängte.

Den Grafen Delsberg sah er sich an, die hohe, stattliche Gestalt und den reichsten Mann des Landes, den er schon öfters, und wohl nicht ohne Neid, gesehen hatte.

Der Graf stand ruhig da.

Der Stadtrichter hatte ihm gesagt, daß ein Mörder nicht auf freien Füßen bleiben dürfe; er hatte darauf den Stadtrichter gefragt, ob das die Ankündigung der Verhaftung für ihn sein solle; der Stadtrichter hatte ihn darauf antworten wollen. Seitdem hatte Niemand auf ihn geachtet.

Sollte er sich entfernen? Er hatte einen Augenblick geschwankt. Der Inquirent, auf dessen Befehl er sich hier befand, war ja nicht mehr Richter in der Sache; aber —

„Le roi est mort, vive le roi!“

Und, dachte sich der Graf auch wohl, sein Nachfolger hat die Sache übernommen, wie sie liegt und steht, also auch mit mir, so wie ich hier stehe.

Er war geblieben.

Sollte er aus dem Regen unter die Traufe kommen?

Der neue Inquirent trat auf ihn zu.

„Herr Graf Delsberg?“

Der Graf verbeugte sich schweigend.

„Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, von ihnen gekannt zu sein, Herr Graf! Baron Reiher, Obergerichts-

assessor, zum Inquirenten in der bei Ihnen geführten Untersuchung ernannt."

„Bei Ihnen! Nicht gegen Sie!" lauteten die Worte des neuen Inquirenten. Aber der Ton, in dem sie gesprochen wurden, verkündeten dem Grafen viel. Und der junge Assessor fuhr fort:

„Sie werden begreifen, daß ich vor allen Dingen mich in den Acten orientiren muß. Es würde mir angenehm sein, wenn Sie die Güte hätten, vorläufig in diesem Gemache zu verweilen. Einladen, Platz zu nehmen, darf ich Sie nicht wohl in Ihrem eigenen Schlosse. Aber Sie erlauben, daß ich mit meinen Begleitern mich setze."

War das für den Grafen die Ankündigung seiner Verhaftung, für die dem Stadtrichter keine Zeit mehr geblieben war?

Die Herren aus der Residenz setzten sich.

Der Baron Reiher las die Acten.

Der Graf ging langsam in dem Saale auf und nieder. —

Der neue Inquirent hatte die Acten gelesen. Er war bald damit fertig geworden. Sie waren freilich noch nicht stark. Indeß zwischen Actenlesen und Actenlesen ist ein Unterschied. Ein genialer Mensch — auch ein Genie kann am Ende Acten lesen — hat den Inhalt eines starken Bandes schon in sich aufgenommen und verarbeitet, während ein Anderer noch über den ersten Folien schwitzt und sich

die Nägel an den Fingern zerkaut, und am schnellsten kommt Der zu Ende, der, als er anfing zu lesen, schon das Ende wußte; er hat dabei den Vortheil, sich den Nimbus eines genialen Menschen zu erwerben.

Als der Baron Reiher die Acten durchgelesen hatte, erhob er sich, trat zu dem Grafen:

„Herr Graf, ich habe die Pflicht, Ihnen anzukündigen, daß ich nach Inhalt der Acten Ihre Verhaftung beschließen mußte. Höchst dringende Indicien machen sie unumgänglich nothwendig. — Sie haben keine Entgegnung, Herr Graf?“

„Herr Assessor,“ erwiderte der Graf —

Assessor? Den Inquirenten durchzuckte es verletzend; er war Freiherr! Selbst seine Vorgesetzten hatten ihm das adelige Prädikat nicht verweigert. Und dieser hochmüthige Graf, der sein Inquisit war!

„Herr Assessor, über die Pflichten Ihres Amtes steht mir kein Urtheil zu.“

„So habe ich Ihnen noch eine Bemerkung zu machen. Das Gesetz kennt keinen Unterschied des Standes und Ranges. Wären Sie mein Richter und ich Ihr Inquisit, ich würde an Sie keinen Anspruch auf irgend eine Bevorzugung in Betracht meines Gefängnisses machen. Sie werden einen gleichen Anspruch nicht an mich stellen wollen.“

Der Graf erwiderte ihm:

„Sie haben Recht, so von mir zu denken, Herr Assessor.“

„Ich werde Sie also in das gewöhnliche Gefängniß abführen lassen. Vorher habe ich eine Formalität zu erledigen.“

Der Inquirent wandte sich an die beiden Aerzte, die er aus der Residenz mitgebracht hatte:

„Wie ich aus den Acten entnehme, gehört zu den Eigenthümlichkeiten der bisherigen Führung dieser Untersuchung, daß man bis heute in Zweifel darüber war, ob ein Verbrechen oder ein bloßer Zufall vorliege. In der letzten Stunde sind zwar Richter und Aerzte über die Frage einig geworden. Es ist indeß von Erheblichkeit, daß die nun ernannte Untersuchungscommission darüber ein selbstständiges Urtheil gewinne und der Angeschuldigte bei der Verhandlung zugegen sei. Ich bitte, meine Herren.“

Er führte die Aerzte zu der Leiche. Der Graf mußte folgen.

Die Leiche wurde nochmals besichtigt, untersucht; noch einmal seciren konnte man sie freilich nicht. Aber die Herren mußten zugeben, daß die bereits vorgenommene Section allen Vorschriften der Kunst, der Wissenschaft und der Gesetze entspreche und danach unzweifelhaft eine gewaltsame Tödtung, ein Verbrechen vorliege; ebenso, daß die an dem Scheitel befindlichen Verletzungen mit dem im Gartenkeller gefundenen Beile wohl zugeführt sein könnten und wahrscheinlich zugefügt seien.

Und die Flecken an dem Beile — Blut! auch darüber waren die Herren aus der Residenz nicht zweifelhaft.

Und der Graf Delsberg?

Gegen die Ergebnisse der Obduction konnte er und wollte er auch wahrlich keine Erinnerungen vorbringen.

„Es ist nur zu sehr richtig, daß mein Schwiegervater gewaltsam getödtet, ermordet ist."

„Kennen Sie das Beil?"

„Ich sehe es heute zum ersten Male."

„Erkennen Sie die Flecken für Blutflecken an?"

„Nein, mein Herr! Mein unbefangener Blick zeigt mir bei dem ersten Anschauen einfache Rostflecke."

„Ihr unbefangener Blick!" sagte darauf der neue Inquirent nur.

Damit ließ er den Grafen zum Gefängnisse abführen. Auch die Aerzte entließ er vorläufig.

„Die Acten kenne ich," sagte er; „aber ein vorsichtiger und gewissenhafter Inquirent darf, namentlich in verwickelten Untersuchungen, nur nach einem genau erwogenen und wohldurchdachten Plane voranschreiten."

Ende des ersten Bändchens.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Das goldene Herz Criminalgeschichte

Bd.: 1. Band

Leipzig 1874